



In Memoriam

Vbr Dr. Detlev Karsten Rohwedder, aktiv SS 1953 PL,
ermordet am 1. 4. 1991 als Präsident der Treuhandanstalt.
Die Tat ist noch immer ungesühnt.

106. Jahrgang - 1/2001

Weimar und mehr - Aufruf
zum Sängerschaftertag 2001

S. 3 und 32

Das Studentenlied im
Spiegel der deutschen
Geschichte - Teil I

S. 10

Und die allerschönste
Freiheit... Verbände-
kommers in Lübeck

S. 20

Humboldt ist tot -
es lebe Humboldt!
10. Studententag der DS und
des CC in Göttingen

S. 4

Sängerschaft Fridericana
wird Präsidierende 2001
Übergabekommers in Halle

S. 14

Die 68-er Revolte im
Rückblick

S. 26

Impressum

Herausgeber im Auftrag der
»Deutschen Sängerschaft«
Dr.-Ing. Hans Zsagar
Rubensstr. 12
41539 Dormagen

Druck, Herstellung und Vertrieb
Graph. Betrieb
Ernst Giesecking GmbH
Postfach 1 30 120
33544 Bielefeld
0521/1456136

Auflage: 3.500 Exemplare

»DS«-Deutsche Sängerschaft er-
scheint vierteljährlich zum Ende
des Quartals und wird als Ver-
bandsorgan der Deutschen
Sängerschaft (Weimarer CC) im
Beitrag mitberechnet.
Für unverlangt eingesandte
Beiträge und Fotos wird keine
Haftung übernommen.

Konto der
Deutschen Sängerschaft:
Sparkasse Göttingen
BLZ: 260 500 01
Konto-Nummer: 43 207 760

Die »Deutsche Sängerschaft«
im Internet:
www.Deutsche-Saengerschaft.de

Redaktionsschluss für Ausgabe
Nr 2/2001:
20.04.2001

Deutsche Sängerschaft (Weimarer CC)

Vorsitzer
Dipl.-Ing. Christoph Hessel
Treskowstr. 2
13507 Berlin
Fon + Fax: 030-43490701

Präsidiierende Sängerschaft 2001
Sängerschaft Fridericiana
Jägerplatz 14
06110 Halle
Tel: 0345-3881232

Geschäftsführer
Dr. Hanns-Henning Bössler
Stefan-George-Weg 44
64285 Darmstadt
Tel: 06151-63015
Fax: 06151-963294

Sprecher der Altherrenverbände
Jürgen Rahmann
Warendorfer Str. 106
48145 Münster
Tel: 0251-3740244

Schatzmeister
Gerold Wulff
Zur Schafsmühle 2
37083 Göttingen
Tel: 0551-7989448
Fax: 0551-7989449

Schriftleiter
Reimer Göttisch
Radenwisch 86
22457 Hamburg
Tel: 040-5509522

Beauftragter für musische Fragen
Dipl.-Ing. Jörg Koos
Nimrodstr. 4
82256 Fürstfeldbruck
Tel: 08141-349408

Beauftragter für Studium und
Öffentlichkeitsarbeit
Michael Geese
Schopenhauerweg 5
37073 Göttingen
0551/7704681

Die DS wendet sich mit Nachdruck gegen jede Form der Ge-
walt in der politischen Auseinandersetzung. Als Opfer linker
Gewalt gedenken wir unseres Vbr Dr. Detlev Rohwedder. Der
Chronist saß 1956 ein Jahr zusammen mit ihm beim juristi-
schen Repetitor in Hamburg und lernte ihn als einen charman-
ten, tatkräftigen Verbandsbruder kennen und schätzen, der
sich ein Leben lang, auch als er schon sehr hohe Stellungen in
der Bundesregierung und später in der Wirtschaft einnahm,
stets zu uns und den Werten korporativer Gemeinschaften
bekannte.

Heute steht die Auseinandersetzung mit der rechten Gewalt
im Vordergrund. Vbr Winfried Wagener setzt sich in seiner
auf Seite 20 gekürzt wiedergegebenen Lübecker Kommerzre-
de mit der vielfach damit verbundenen einseitigen Sicht des
Gewaltproblems auseinander. Für alle Demokraten hat zu gel-
ten, es gibt keine Rechtfertigung für Gewalt, wo auch immer
ihre Motivation liegen mag.

Die DS hat das neue Jahr mit hochschulpolitischen Aktivitäten
begonnen. Über den zusammen mit dem CC in Göttingen
durchgeführten 10. Studententag wird in dieser DS-Ausgabe
eingehend berichtet. Die Veränderungen an den Hochschulen
werden wir weiter aktiv begleiten und unsere Sicht der Dinge
artikulieren.

Die musikalischen Aktivitäten kommen nicht zu kurz. Die wei-
teren Carmina Burana Konzerte in Darmstadt und Mainz
knüpften an das Großereignis des vergangenen Jahres im aus-
verkauften Kölner Gürzenich an. Die DS ist musikalisch weiter
auf der Straße des Erfolges, wie die wiedergegebenen Presse-
stimmen zeigen. Neue Projekte mögen folgen.

REIMER GÖTTISCH

Informationen über das Rahmenprogramm des ST 2001:

Dr. Rolf Dannecker Tel P: 0361-7455284
Hasenwende 23 Tel D: 03649-587878
99089 Erfurt

Weimar und mehr

Aufruf zum Sängerschaftertag 2001

Der erste Sängerschaftertag des neuen Jahrtausends wird, der Tradition der letzten »ungeraden« Jahre folgend, wieder in Weimar stattfinden. Es wird ein „Arbeitssängerschaftertag“ sein.

Alle Tagungen werden im Inter-CityHotel Weimar durchgeführt, in welchem auch entsprechend Zimmer für die Übernachtung zur Verfügung stehen. Die Aktiven werden in der Jugendherberge „Germania“ untergebracht, die in direkter Nähe zum Tagungshotel liegt.

Die Themen der Arbeitsgruppen werden sich mit der Weiterentwicklung unserer Korporationen befassen. Wir wollen an der Schwelle des 3. Jahrtausends ergründen, was zeitgemäß ist und wo Reformbedarf existiert und daraus Handlungen ableiten. Dabei soll dies nicht in eine Nabelschau ausarten, die Diskussionen der Vergangenheit haben bislang wenig neue Impulse geliefert. Alle aktiven Sängerschafter – die eigentlichen Aktiven genauso wie engagierte Alte Herren – sind herzlich dazu eingeladen, auf dem kommenden ST uns, unseren Sängerschaften und Altherrenverbänden - und nicht zuletzt auch unserem Verband - ein zeitgemäßes Profil zu geben, das bewährte Tradition fortschreibt und Neues inkorporiert.

Sängerschaftertage in Weimar orientierten sich bislang an den dort abzuarbeitenden Themen. Das Rahmenprogramm kam nicht nur für die Aktiven und Alten Herren, sondern auch für deren Damen zu kurz. Darunter

litt die Attraktivität, vor allem für diejenigen, die nicht an den Tagungen teilnehmen, sondern einfach einen schönen Sängerschaftertag erleben wollten. Damit Weimar an Himmelfahrt eine Reise wert ist, wird es diesmal ein ansprechendes Rahmenprogramm geben.

Beginnen wollen wir Donnerstag mit einem Begrüßungsabend, in zwangloser, aber würdiger Atmosphäre im InterCityHotel. Freitags wird am Vormittag eine historische Stadtführung für alle angeboten, die nicht an der Tagung teilnehmen. Der Nachmittag steht zur freien Verfügung.

Gemeinsam klingt der Tag mit dem Sängerschaftlichen Abend im Richard-Wagner-Saal des Hotels Elephant aus, neben kulturellen Darbietung ist dort auch für das leibliche Wohl gesorgt.

Am Sonnabend wird eine Führung »auf den Spuren Goethes« stattfinden, mehr sei an dieser Stelle nicht verraten. Nach dem gemeinsamen Mittagessen trennen sich dann die Wege, das Damenprogramm wird in Erfurt fortgeführt mit Stadtführung und abendlichem Varieté-Besuch.

Für die Herren geht es zunächst nach Jena, eine der aufstrebenden Städte in Mitteldeutschland mit moderner Industrie, einer

renommierten Hochschule - und mit einer Sängerschaft. Dort werden wir einkehren, vor allem eine Einladung an alle, die noch nicht das schöne Haus von St. Pauli in Jena betrachten konnten. Anschließend geht es weiter zur Rudelsburg, einem Ort, der wie nur wenige mit der korporationstudentischen Tradition verbunden ist. Nachdem mit einem Essen die Grundlage geschaffen wurde, werden wir unseren Kommers in »authentischer« Umgebung feiern. Der Kommers ist der Höhepunkt und Abschluss des Sängerschaftertags in diesem Jahr.

Wer am Sonntag sich noch frisch fühlt und in Mitteldeutschland noch einige weiße Flecken auf der Landkarte hat, dem sei beispielsweise ein Besuch in Eisenach – der Geburtsstadt Johann Sebastian Bachs – oder eine Fahrt durch den schönen Thüringer Wald und seine kleinen Städte ans Herz gelegt. So bleibt genug Gestaltungsspielraum für einen schönen Abschluss des ST 2001.

Weitere Auskünfte erteilen gern zum Rahmenprogramm Vbr. Rolf Dannecker und zum sonstigen Ablauf der GF Vbr. H.-H. Bössler (Adressen s. S. 2). Ich freue mich auf eine rege Teilnahme und ein Wiedersehen in Weimar.

CHRISTOPH HESSEL (GERM A, BOR)

Humboldt ist tot - es lebe Humboldt!

10. DS und CC-Studententag 2001 in Göttingen

Vom 5. bis 7. Januar 2001 diskutierten über 200 Korporierte des CC und der DS in Göttingen auf dem Studententag 2001 über die Frage: »Quo vadis academia?«. Nach den konzertanten »Carmina Burana« Großereignissen begann die DS das neue Jahr mit einer aktuellen hochschulpolitischen Zielsetzung. Der parlamentarische Geschäftsführer der FDP im schleswig-holsteinischen Landtag, Privatdozent Dr. Ekkehard Klug, MdL, setzte im Rahmen eines akademischen Festaktes politische Akzente. Dann hatten die Herren Professoren das Wort: der Vizepräsident der Hochschulrektoren-Konferenz (HRK), Prof. Dr. h.c. Roland Mönch, Bremen, das Senatsmitglied der HRK, Prof. Dr. Knüppel, Potsdam, und Prof. Dr. Horst Callies, Hannover.

Unser Vbr Dr. Peter Nißen, hauptberuflich im Controlling der Universität Kiel tätig, moderierte und organisierte und war wirklich omnipräsent. Ohne ihn und seine Bundesbrüder der SI Gotia et Baltia Kiel zu Göttingen, hätte dieser glanzvolle 10. Studententag, den die DS zu organisieren hatte, nicht halb so gut geklappt. Der CC und die DS dankten ihm mit demonstrativem Beifall. Die Podiumsdiskussion nach den Referaten bot jedem die Möglichkeit seine Meinung vorzubringen. Das Miteinander

der Generationen bewährte sich wie immer.

Eine schlüssige Antwort auf die gestellte Frage zu finden, konnte nicht Ziel der Veranstaltung sein. Wer wäre so vermessen, ein Problem, an dessen Lösung hunderte, hochkarätig besetzte Gremien in Europa seit Jahren arbeiten, in zwei Tagen klären zu wollen? Ziel war es, bei den Korporationen Problembewusstsein und Kenntnisse zu vermitteln. Aufgabe der weiteren Studententage wird es sein, Lösungsvorschläge zu erarbeiten und unsere Stimme im akademischen Konzert zum Tragen zu bringen.

Die unter Einfluss von Beschlüssen der Europäischen Rektorenkonferenz in Bologna geplante Einführung eines zweistufigen Studienaufbaus mit einem Bachelorabschluss und anschließendem Aufbaustudium nur für stärker theoretisch geprägte Studenten zum Magister führte in der Diskussion zur Formulierung: Ist an die Stelle der etwas resignativen Zustandsbeschreibung der Hochschul Landschaft mit »Von Humboldt zur Massenuniversität« als Reformergebnis zu setzen: »Von Humboldt nach Bologna?« oder »Quo vadis academia?«. Dazu Vbr. Peter Nißen im folgenden Beitrag.

REIMER GÖTTSC (HOLS)

Deutsche Hochschulen: Reformen ohne Ende?

Wenn das vom Festredner des 10. Studententages, Ekkehard Klug, zitierte Bonmot des amerikanischen Schriftstellers *Ambrose Bierce* die Wirklichkeit angemessen reflektiert, demzufolge »Reform eine Sache (ist), die hauptsächlich Reformer befriedigt, die gegen eine Besserung sind« – dann stünde es schlecht um die deutschen Hochschulen. Denn das Thema Hochschulreform hat uns seit der Mitte der 60er Jahre nicht mehr verlassen.

Dabei war es doch vordem mit Herrn von Humboldt so bequem – und das ungefähr 150 Jahre lang. Seit Wilhelm von Humboldt (1767-1835) die Universität in Berlin reformierte, die heute seinen Namen trägt, gab es einen Konsens über die Gültigkeit des »Humboldtschen Bildungsideals«. Jeder Mensch sollte sich im Rahmen seiner Möglichkeiten in der Auseinandersetzung mit der Antike, mit Sprache, Kunst und Philosophie – nach damaligem Verständnis die Naturwissenschaften einschließend – eine universelle Bildung aneignen, die ihm innere Freiheit und Harmonie ermöglicht. Die Krönung dieses Bildungsprozesses bildet die Universität. Damit sie sich entfalten kann, soll sie in Freiheit existieren. Der Staat soll das Bildungs-

wesen regeln und (auch finanziell) tragen, aber dabei bleiben die Freiheit der Wissenschaft, des Lehrens und Lernens im Kreise prinzipiell gleichberechtigter akademischer Bürger sowie die Einheit von Forschung und Lehre oberste und unantastbare Prinzipien. Die Universität dient auch der Ausbildung, aber primär der Bildung.

Dies war bis etwa 1970 herrschende Lehre – wenn auch längst nicht mehr herrschende Praxis. Denn die Ausbildung von Fachleuten hatte immer mehr an Bedeutung gewonnen. Seit *Georg Picht* 1964 in seinem Buch »Die deutsche Bildungskatastrophe« die Befürchtung verbreitete, dass das deutsche Bildungssystem zu wenige und zu schlechte Hochschulabsolventen hervorbringe, wurden die Hochschulen »geöffnet« – vorwiegend, um mehr Menschen mit einer besseren *Ausbildung* zu »produzieren«. Es setzte ein Ansturm auf die Hochschulen ein, die bei günstigen wirtschaftlichen Bedingungen ein Jahrzehnt enormen Wachstums erlebten. Den fetten Jahre folgten magere. Der Ausbau des Hochschulsystems kam zum Ende, der massenhafte Zustrom von Studierwilligen hielt an, und das hatte Folgen: Es kam zu Zulassungsbeschränkungen, man sprach von der »Untertunnelung des Studentenberges«, das zahlenmäßige Verhältnis von Lehrenden zu Lernenden wurde immer ungünstiger, die Studienzeiten verlängerten sich, es stellten sich Probleme für Hochschulabsolventen auf dem Arbeitsmarkt ein, die Qualität der Ausbildung litt, Zeit und Geld für die Forschung wurden knapper und führten auch hier zu – behaupteten oder tatsächli-

chen – Qualitätsproblemen. Die nächste Reformserie lief in den 80er Jahren vom Stapel und brachte den Hochschulen mehr Gremien, mehr interne Ziel- und Mitteldiskussionen, mehr Zeitaufwand für die Beschäftigung mit sich selbst (hierzu ist *Dietrich Schwanitz*, »Der Campus«, eine aufschlussreiche und höchst amüsante Lektüre). Das Ergebnis dieser Anstrengungen verdiente das Etikett »Verschlimmbesserung«.

In den 90er Jahren folgte eine Phase zunehmender Unterfinanzierung der Universitätshaushalte – Resultat leerer Staatsäckel. Gebäude erodierten, die Ausstattung stagnierte, Geräte und Lehrmittel konnten nicht mehr im erforderlichen Ausmaß erneuert werden, die Universitäten bildeten mit stagnierendem Personalbestand immer mehr Menschen aus. Die Ausbildung wurde zunehmend als nicht den Anforderungen des Arbeitsmarktes entsprechend empfunden. Spitzenforscher wanderten ab in internationale Denkfabriken. Die internationale Wettbewerbsfähigkeit der Universitäten galt als gefährdet oder nicht mehr gegeben. Nur eines konnte helfen: Reform! Und diese Reform sollte auch einem Europa gerecht werden, in dem geistige und räumliche Mobilität zur Realität gehören soll. So kamen zu nationalen auch international abgestimmte Forderungen, insbesondere durch die Bologna-Konferenz: Humboldt trat die Reise nach Bologna und zurück in die deutschen Länder an. Welche Reformen sind erkennbar?

Einerseits geht es um organisatorische Maßnahmen zur Verbesse-

rung von Effizienz und Leistungsfähigkeit der Hochschulen: bessere Management-Methoden und neue Steuerungselemente wie z.B.:

- Einführung eines Controlling einschl. eines Qualitätsmanagements, mit Instrumenten wie Lehr- und Forschungsevaluationen, Lehrberichten, Studierendenbefragungen;
- belastungs- und leistungsorientierte Mittelverteilung vom Staat an die Hochschulen und innerhalb der Hochschulen durch sich an Kennziffern orientierende Verteilungsverfahren und Zielvereinbarungen mit dem Ziel einer Intensivierung des Wettbewerbs;
- Einführung von Globalhaushalten und mehrjährigen Finanzzuweisungen, um den Hochschulen eine flexiblere und damit ihren Bedürfnissen angepasste Planung der Mittelverwendung zu ermöglichen (Schlagwort: Stärkung der Autonomie der Hochschulen, mehr Eigenverantwortung u.ä. – gelegentlich leider nur eine Politiker-Übersetzung für den Satz »Hier hast du weniger als bisher, nun mach mehr daraus!«);
- Reform des Hochschuldienstrechtes.

Die genannten Komponenten – mit Ausnahme der Evaluationen und der Studierendenbefragungen – sind für Studierende zumindest nicht von direkter Bedeutung. Leider fehlen wichtige Teilstücke zu wirklicher Autonomie, die sich direkt auf Profil und Qualität der Hochschulen und damit auf das Angebot für Studierende auswirken könnten – es war beeindruckend, dass *alle* Referenten des Studententages ohne vorherige Absprache diese



Das Präsidium des
Kommerses

Reformelemente forderten:

- Freiheit der Hochschulen zur Definition ihrer Studienangebote (statt detaillierter Genehmigungspflicht durch die Wissenschaftsverwaltungen);
- Freiheit der Hochschulen zur Auswahl ihrer Studierenden (statt Aufnahmezwang oder Zulassungsbeschränkungen).

Diese Elemente könnten zu wirksamem Wettbewerb führen: Hochschulen, die in bestimmten Bereichen eine »Spitzenausbildung« anbieten, könnten besonders qualifizierte Studierende rekrutieren, die besonders gute Chancen auf dem Arbeitsmarkt und in Forschung und Lehre hätten. Wer schlechtere Qualität anbietet, müsste mit einer geringeren Qualität der Studierenden zufrieden sein und der »Abstimmung mit den Füßen« durch Investitionen in solche Ausbildungsgänge entgegenwirken, in denen eine Spitzenposition erreicht und erhalten werden kann. Und um die hierfür erforderlichen Mittel zu mobilisieren, müsste es den Hochschulen erlaubt sein, Studienangebote ein-

zustellen und die dort gebundenen Mittel umzulenken. Das Resultat: Universitäten entwickeln Profile durch Leistungen auf hohem Niveau – dies nützt den Studierenden, der Gesellschaft und den Hochschulen selbst. Studierende könnten – Interesse und nachhaltiges Engagement vorausgesetzt – auf solche Prozesse einwirken, wenn sie sich in der Hochschulpolitik engagieren. (Hierauf wird zurückzukommen sein.)

Andere Reformelemente betreffen Studierende unmittelbarer. Die wichtigsten sind:

- zweistufiger Aufbau des Studiums: ein erstes, kürzeres Studium von 6 Semestern mit dem berufsqualifizierenden Abschluss »Bachelor« (B.A. o.ä.), auf das ein Zusatzstudium aufsetzt, an dessen Ende ein Master-Abschluss steht (dem Niveau eines heutigen Universitäts-Diploms vergleichbar);
- kein »Automatischer Übergang«, sondern eine leistungsorientierte Selektion der Studierenden, die zu einem Master-Studengang zugelassen werden;

- deutliche Verkürzung der Studienzeiten durch die neue Studienorganisation;
- stärkere Internationalisierung des Studiums: Der soeben angesprochene zweistufige Studienaufbau soll eine bessere Vergleichbarkeit deutscher Abschlüsse mit international verbreiteten Examina erreichen.

Das soll einerseits deutschen Studierenden erleichtern, im Ausland zu studieren oder dort ihre Examen abzulegen, andererseits soll eine erhöhte Anziehungskraft deutscher Universitäten für ausländische Studierende erreicht werden. Aus dem gleichen Grunde und zur Verbesserung der internationalen Mobilität deutscher Absolventen wird es mehr Studiengänge an unseren Hochschulen geben, in denen Englisch die Unterrichtssprache sein wird. Eine stärkere Internationalisierung bedeutet außerdem, dass weit mehr Studierende als gegenwärtig einen Teil ihres Studiums im Ausland absolvieren oder Auslandspraktika machen;

- stärkere Praxisorientierung des Studiums; hier scheint noch die

größte Unklarheit darüber zu bestehen, wie diese Forderung umgesetzt werden soll.

Angesichts dieser Veränderungen müssen wir Wege finden, wie wir uns für Studierende und Hochschulen jeweils aus deren Perspektive nützlich und damit attraktiv machen können. Ansatzpunkte dafür sind einfach zu finden.

Vielen Studierenden fehlt bei Studienbeginn eine ausreichende Orientierung. Wir nützen ihnen, wenn wir Orientierungsveranstaltungen anbieten, wenn wir sie mit dem Vorlesungsverzeichnis in der Hand bei der Auswahl von Lehrveranstaltungen beraten, wenn wir beim Auffinden von Bibliotheken, Hörsaalgebäuden und Mensen helfen, wenn wir erklären, wie unsere Universität aufgebaut ist und wie sich akademisches Leben und universitäre Willensbildung vollziehen.

Auch Hilfe bei der Beschaffung einer Unterkunft kann je nach Situation in den einzelnen Städten bedeutsam sein – es muss nicht immer auf dem Hause sein, sondern man kann eine nichtgewerbliche Vermittlung aufbauen. Viele Studierende haben im Verlaufe des Studiums einen »Durchhänger« – sie fragen sich, wie sich aus einzelnen Studieninhalten eine zusammenhängende Sachkenntnis ergibt, sie verlieren zumindest vorübergehend die Orientierung und nehmen Studienverzögerungen in Kauf. Wir können und sollten uns hier als Ansprechpartner anbieten – unseren Bundesbrüdern sowieso, aber auch darüber hinaus.

Unsere Aktiven müssen sich

durch ihr Verhalten als Gesprächspartner anbieten. Dazu gehören Studienengagement, sichtbare Studienerfolge und fachliche Kompetenz, Aufgeschlossenheit und zweckfreies Interesse an den Kommilitonen. Dazu können wir beitragen, indem wir den Studienverlauf unserer Bundesbrüder beobachten und ihnen bei Schwierigkeiten weiterhelfen – wenn erforderlich mit sanftem Druck. Hierzu könnten Alte Herren »Patenschaften« zu Aktiven gleicher Fachrichtungen übernehmen. Schwieriger ist es, die sozialen und kommunikativen Fähigkeiten junger Bundesbrüder zu entwickeln – hierfür lassen sich Konzepte entwickeln und gerade hier liegt eine der Stärken des offenen bundesbrüderlichen Umgangs miteinander.

Viele Studenten fühlen sich an der Massenuniversität und mit den täglichen Ärgernissen derzeitiger Studienbedingungen nicht wohl – das Studium wird als freudlos empfunden. Wir können Individualität, Spaß, Fröhlichkeit und eine Gemeinschaft bieten, in der es sich gut leben lässt. Hier haben wir wohl die wenigsten Probleme – aber wir müssen diese Angebote auch an der Universität durch unser Auftreten erkennbar werden lassen, statt nur davon zu reden.

Neue Studienformen und neue Anforderungen werden viele Studierende vor noch größere Probleme als bisher schon stellen. Sie werden auch den Korporationen das Leben noch schwerer machen, weil sie von ihren Mitgliedern neben deren Studium ein erhebliches Engagement im Bundesleben erwarten, das eben auch Zeitressourcen verbraucht,

die für das Studium nicht mehr verfügbar sind. Wir müssen hier Kompensation anbieten. Wir könnten engagierten Aktiven, die bei verkürzten Studienzeiten und härteren Regelungen zum Studienabschluss ihren Examenserfolg durch Engagement im Bund und in der Universität gefährden, einen Teil der so investierten Zeit zurückgeben, indem wir sie von der Notwendigkeit befreien, neben dem Studium und in der vorlesungsfreien Zeit ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Dieses Problem ist durch Geld zu lösen, das von den AHAH aufzubringen wäre. Wer sofort sagt, dass dies utopisch sei, der sagt auch, dass Lebensbund und bundesbrüderliche Solidarität zwar hehre, aber doch eher bedeutungslose Prinzipien seien. Wir müssen uns schon selbst beim Worte nehmen.

Das Studium soll stärkere Praxisbezüge erhalten. Dazu muss eine deutlich größere Zahl von Praktikantenplätzen mobilisiert werden als bisher. Dieses Problem können die Hochschulen nach meiner Beobachtung nicht zuverlässig lösen. Im Berufsleben stehende AHAH können hier entscheidende Beiträge leisten, wobei sicher stimulierend wirkt, etwas Sinnvolles tun zu können. So könnte für Aktive und deren Kommilitonen ein Pool von Praktikumsplätzen aufgebaut werden, der die Situation erleichtert und uns eine Möglichkeit mehr gibt, sichtbaren Nutzen zu stiften.

Das Studium soll internationalisiert werden. Nach meinem Eindruck wissen die Universitäten bisher nur unzureichend, wie sie ihren Studierenden ein quantitativ und qualitativ ausreichendes

Angebot eröffnen können. Auch hier können berufliche Kontakte Alter Herren hilfreich sein, gleiches gilt für den Aufbau von Kontakten zwischen Korporationen und studentischen Organisationen an ausländischen Hochschulen. Ein Ansatzpunkt könnte darin liegen, dass wir auf unseren Häusern Zimmer zur Verfügung stellen, in denen ausländische Studierende während ihres Deutschlandaufenthaltes wohnen können. Dies hätte den begrüßenswerten Effekt, dass unsere Aktiven schon zu Hause etwas mehr über die Welt erfahren können. Hier ist allerdings noch erhebliche Kreativität zu investieren.

Viele Studierende sehen dem Studienabschluss mit Ängsten entgegen. Da ist zum einen Examensangst. Wir können Schulungen für die Prüfungsvorbereitung und das Verhalten in Prüfungen durchführen und hierdurch zur Selbstsicherheit von Prüflingen beitragen. Zum anderen sind häufig Ängste erkennbar, dass man den Übergang von der Hochschule in das Berufsleben nicht bewältigen kann. Wie man die Suche nach einem Arbeitsplatz organisiert und wie man ein Bewerbungstraining durchführt – das sind keine Geheimwissenschaften. Wir sollten entsprechende Veranstaltungen anbieten. Wir sollten hingegen nicht den Eindruck erwecken, dass wir Seilschaften für einen Karriereeinsteig bilden wollen. Erstens trüge dies zur Verstärkung von Vorurteilen bei und zweitens hätten wir angesichts der heutigen Rekrutierungspraktiken auch kaum Erfolge zu erwarten – wir hätten lediglich den Mund zu voll genommen.

Wir müssen akzeptieren, dass die Hochschulen heute so sehr auf die Ausbildung konzentriert sind, dass dabei die Bildung auf der Strecke bleibt. Die Korporationen können etwas für die Bildung ihrer Mitglieder und anderer tun, indem sie einen Teil dieser Lücke schließen. Vortragsveranstaltungen und Seminare zu sozialen, politischen, kulturellen, historischen oder allgemeinbildenden Themen haben noch kein Semesterprogramm verschandelt. Damit können wertvolle Beiträge zur Persönlichkeitsentwicklung geleistet werden, die auch öffentliches Interesse finden und uns stärker in das Leben an den Hochschulen einbinden können. Und wir können nun allen unseren Aktiven klar machen, dass sie Bildung auch an den gegenwärtigen Hochschulen erwerben können.

Es geht allerdings nicht mehr wie 1820 darum, wenigen Studierenden aus einer schmalen Oberschicht zu einem universellen

Weltverständnis zu verhelfen. Die Hochschulen müssen an der Massenproduktion von Expertenwissen mitarbeiten. Das bedeutet zuerst Ausbildung und erst in zweiter Linie Bildung - ein umfassender Bildungsauftrag ist nicht mehr zu realisieren.

Aber immer noch bieten Universitäten wie keine andere Institution die Möglichkeit, auch an der eigenen Bildung zu arbeiten und so sich so zu einer abgerundeten Persönlichkeit zu entwickeln, die sich wohltuend von anderen unterscheidet. Das Humboldtsche Bildungsideal ist nicht mehr das prägende Strukturprinzip der Hochschulen, sondern eine handlungsorientierende Utopie für jeden Einzelnen, der wir uns verpflichtet fühlen sollten:

*Humboldt ist tot -
es lebe Humboldt!*

Neben all diesen Möglichkeiten, für Einzelne - uns selbst und unsere Kommilitonen - nützlich zu sein, wäre es sicher nicht schäd-



lich, auch für die Hochschulen nützlich zu werden. Hierzu zwei konkrete Ansätze:

Der eine besteht darin, dass unsere Aktiven wieder die Bedeutung studentischer Interessenvertretungen entdecken und sich organisieren, um an Wahlen zu akademischen Gremien teilzunehmen. Dazu müssen sie ein hervorragendes Verständnis studentischer Interessen und der Möglichkeiten zu deren Vertretung entwickeln – das kann man schulen. Dazu müssen sie aber auch bereit sein, anfängliche Misserfolge zu akzeptieren und Beharrlichkeit zu demonstrieren. Dabei können wir sie unterstützen. Wir müssen einen Wiedereinstieg in die Studentenpolitik versuchen – intelligent und geduldig, denn nach einem schon etwas betagten Aperçu gilt, dass Politik das langsame und geduldige Bohren dicker Bretter mit stumpfen Instrumenten ist. Zweitens entdecken die deutschen Hochschulen gerade die Bedeu-

tung von Ehemaligenorganisationen, und fast überall werden sogenannte Alumni-Vereinigungen gegründet.

Hier haben die Korporationen so gute Rekrutierungsmöglichkeiten wie keine andere Gruppierung: Es gibt eine klare Zuordnung zur Hochschule und die Adressenverzeichnisse der Altherrenschaften stellen eine sonst nirgends zu findende Quelle sicherer Adressen von Absolventen der jeweiligen Universität dar. Hier können wir Hilfestellungen bieten, die sich nach der Gründung dieser Vereinigungen möglicherweise auch in Chancen zur gestaltenden Einflussnahme niederschlagen. Dieser Katalog möglicher Betätigungen soll genügen. Eine einzelne Korporation ist außerstande, auch nur einen Teil davon zu verwirklichen. Dazu ist unser Potential an engagierten Bundesbrüdern schon zu klein. Erfolg ist nur möglich, wenn wir über Verbändegrenzen hinweg lokale sowie regionale Formen

der Kooperation entwickeln.

Deswegen sollten wir bald damit beginnen, Seminare zur Vorbereitung entsprechender Aktivitäten durchzuführen. Dabei könnte vielleicht die CC-Akademie eine Führungsrolle übernehmen. Diese Schulungen müssen dann in die verschiedenen Hochschulregionen ausgedehnt werden, unter Mitwirkung der zuerst und zentral Geschulten. Die Verwirklichung von Maßnahmen muss im dritten Schritt in Angriff genommen werden. Nur so können wir wieder wenigstens eine Rolle im akademischen Leben erreichen. Verharren wir mit unserem Selbstmitleid in der Stagnation, während unsere akademische Umwelt sich von Reform zu Reform immer mehr verändert, dann verkümmern wir zu bloßen Traditionsvereinen ohne jede soziale Relevanz. Vielleicht sind wir diesem Irrweg schon zu lange gefolgt.

DR. PETER NIß EN (GOT-BALT)



Die Spitzen von CC und DS beim Kommers des Studententags

Das Studentenlied im Spiegel der deutschen Geschichte, Teil I

Von der »Carmina Burana« zu Kindleben

Seit meiner Fuxenzeit vor 50 Jahren, als ich mit den meisten Studentenliedern zuerst bekannt wurde, habe ich mich gefragt, welche Erlebnisse und Ereignisse sich in unseren Kneip- und Kommersgesängen spiegeln und welchen Einfluss sie auf uns und unsere Lebensansichten haben. In meinem knappen Versuch gehe ich der Frage nach, welche historischen Konstanten sich in den jeweiligen Studentenliedern spiegelten.

Zuallererst ist die Frage zu klären: Was verstehen wir überhaupt unter dem Begriff *Studentenlied*? Sind es einfach nur überlieferte Gesänge der Studenten, oder sind es vertonte Texte mit studentischem Inhalt? Letztere wären dann Gesellschaftslieder, so wie mein Verbandsbruder Hans-Joachim Moser es darzustellen versucht hat¹. Gibt es gar einen Liedtypus, den wir alle als studentisch ansprechen können, etwa den Dialog zwischen Vorsänger und Chor²? Müssen Studentenlieder von oder für Studierende geschrieben worden sein? Die Musikwissenschaft hat es bis heute nicht geschafft, den weiten Begriff Lied zweifelsfrei zu definieren³, so definiere ich pragmatisch: Mein Beitrag handelt von Liedern, die Hochschüler und Akademiker mit Vorliebe bei ihren Zusammenkünften gesungen haben, sammelten oder als Hand-

schriften oder Drucke herausgaben. Meine Quellen sind also Liederhandschriften und Drucke, die von Studenten mit studentischem Liedgut zusammengestellt oder herausgegeben wurden. Seit dem 19. Jahrhundert sind das vor allem die in großer Zahl bis heute erschienenen Kommersbücher. Gerade in ihnen – so lautet meine erste These – erscheinen wie die Jahresringe eines Baumes die fruchtbaren Liederjahre als eine Art akademischer Chronologie.

Der erste Frühling einer großen deutschen Liedkultur, ich meine den Minnesang, wurde nicht von Studenten, sondern von Rittern herbeigesungen. Die durch französische Chansons angeregte und gleichsam zur Vollendung beförderte hochmittelalterliche Lyrik gab Anregungen, wurde vollkommener nachgeahmt und erreichte bei erheblichem Substanzverlust im Meistersang ein bürgerliches Massenpublikum. In den vielen studentischen Liederhandschriften des späten Mittelalters dominieren die allgemein menschlichen Lebensäußerungen, Freuden und Ängste, wie sie auch in Kirchenliedern und im Minnesang zu finden sind: Religiöse Sehnsüchte und Verehrung, das Loblied des Frühlings nach trostloser Winterzeit, der Preis des Liebeslebens, Klagen über die Unzuverlässigkeit des Schick-

sals, der Fortuna, und das außerordentliche Bedauern über den Geldmangel. Unbefangen werden geistliche und weltliche Lieder in einer Handschrift zusammengefasst⁴. Uns wundert es, dass man deftige Trink- und Liebeslieder neben zarte Marienlyrik und Himmelssehnsucht setzte, mittelalterliche Sammler fanden nichts dabei: So war das Leben eben.

Die Benediktbeurer Liederhandschrift, die typische Studentenlyrik des 13. Jahrhunderts enthält und deren Inhalt vom ersten Herausgeber als *Carmina Burana* titulierte, soll mein erstes Beispiel abgeben. Sie setzte, so seltsam das auch klingen mag, insofern Maßstäbe für künftige Kommersbücher, als Liebes- und Kneipenleben breit bedichtet wurden. Satiren auf die dominierende Geistlichkeit, deren Wohlleben, Pfründenkauf und Unwissenheit 300 Jahre vor den Dunkelmännerbriefen heftig begeistert wurden, fehlen nicht, obwohl die Verfasser offensichtlich auch eine geistliche Pfründe anstrebten. Als Beamtenkritik hat die Pfaffen satire des Mittelalters bis heute überlebt.

Gutenbergs Erfindung machte dann die Verbreitung des tradierten Liedgutes viel leichter. Eine große Zahl von Drucken erschien, in denen nun auch die Musik besser aufgezeichnet wer-

den konnte, sodass wir die meist mehrstimmigen Sätze auch musikalisch einfach reproduzieren können.

Eines der bekanntesten und am meisten verbreiteten Liederbücher des 16. Jahrhunderts war Georg Forsters *Frische teutsche Liedlein in fünf Teilen* aus den Jahren 1535 und 1556. Einige Lieder sind so obszön, dass sie auch heute noch Anstoß erregen würden; hoffen wir, dass es nicht Produkte von Studenten in der xten Fäulnis sind. Aus einigen Liedern bei Forster geht hervor, dass Studenten der Zeit bei der handarbeitenden Bevölkerung unbeliebt waren: Die „dummen Bauern“ wurden Opfer studentischer Scherze, wurden ausgenutzt und auch beraubt. Bauernmägde und -töchter waren eine beliebte Beute liebeshungriger Studiker. In einer Frauenstrophe möchte eine verliebte Dame einen ruhelosen Studenten an sich binden, er antwortet:

*Zart fraw ich bin ein schuler
darzu noch unbekand
von rechter art ein buler
und lern eß mit der hand.
kan wol schreiben und lesen
ghört einem buler zu
der herbst ist abgelesen
so han wir beyd kein rw.⁵*

Er bedauert zwar den Abschied, kann aber nicht bleiben, weil er noch nichts ist und die Universität beziehen muss. In dem umfangreichen Werk gibt es ein Bummellied (*Bummerlirstu mir, so bummelir ich dir, in hohen freuden leben wir*⁶). Das Lied vom Schwarzenhals, mehrstimmig gesetzt von Caspar Othmayr, war auch noch in späteren Kommersbüchern zu finden (*ich bin ein armer schwarzer*

halß, ich eß vnd trinck so gerne).

Komponisten der Zeit pflegten das Tenorlied, d.h.: Die Melodie sang der Tenor, die anderen Stimmen konnten von Sängern oder Instrumentalisten vorgetragen werden. Studenten spielten in der Musik eine bedeutende Rolle; denn alle Hochschüler mussten die Artistenfakultät durchlaufen, um höhere Weihen zu erhalten, und hier wurden die septem artes liberales gelehrt; dazu gehörte auch das Studium der Musik. Vermutlich war im mittelalterlichen Lehrbetrieb die Ausbildung rein theoretisch, wie wir es etwa auch aus der medizinischen Fakultät kennen; aber wir wissen aus anderen Quellen, dass auch eifrig auf Instrumenten musiziert wurde. Berühmt-berühmt war die [Un]Sitte der Studenten, *gassatim* zu gehen, also Ständchen mit Gesang und Instrumenten auf den Gassen der Universitätsstadt möglichst abends und nachts zu geben; sie scheuten sich auch nicht, ein kräftiges *Pereat* durch Katzenmusik auszudrücken. Autoritäten der Universitäten verboten den ruhestörenden Lärm, wie zahlreiche Dekrete dieser Zeit beweisen.

Es gab *Convivia musica*, bei denen vor allem getafelt und gezecht wurde, allerdings nicht ohne musikalische Beiträge. Orlando di Lasso hat solch geselliges Musizieren in einem Madrigal verewigt. In Bürgerhäusern musizierten Studenten mit den Hausherrn, so wie es auch vom jungen Goethe in Leipzig überliefert ist, Studenten halfen den Kantoreien in den Kirchen. Bach noch leitete einige Jahre das Collegium musicum in Leipzig.

Es darf also nicht wundernehmen, dass bedeutende Musiker der frühen Neuzeit ihre Werke ausschließlich den Studenten widmeten. Johannes Jeep erlebte mit seinem *Studentengärtlein* von 1605, gewidmet der Hohen Schule zu Altdorf, sieben Auflagen und ließ 1614-1622 einen zweiten Teil drucken. Paul Rivaner nahm in seinen *Studenten Freud* von 1621 ein Spottlied auf, das ein missratenes studentisches Abenteuer schilderte (*Es gingen drei Studenten bei der Nacht*⁷). Erasmus Widmann schrieb in seinem *Studentenmuht* von 1622 einen mehrstimmigen Satz auf den Text: „*Wer kommt von Tübingen ohn ein Weib, von Wittenberg mit g'sundem Leib, von Rostock ungeschlagen, der kann von Glück wohl sagen*“. Im letzten Buch dieser Reihe, in Johann Melchior Cäsars *Musicalischer Wendunmuth*, Augsburg 1688 wurden Studium, Trinkgelage und Liebesgetändel besungen. Anspielungen auf studentische Bräuche fehlen nicht, studentischer Jargon und - natürlich Latein kommen vor. Handschriften aus dem Besitz von Studenten sind in geringerer Zahl überliefert, bekannt wurden das Lieder- und Lautenbuch des P. Fabricius (um 1600), Liederbuch des Leipziger Studenten Chr. Clodius (1669) und anderer. Ihr Inhalt unterscheidet sich nicht wesentlich von dem der Drucke. Gegenüber den mittelalterlichen Handschriften aus studentischem Besitz fällt auf, dass die geistlichen Lieder ganz fehlen. Das wüste Treiben der Studenten wurde sprichwörtlich; viele von ihnen müssen zu einer Landplage geworden sein. Friedrich Schulze⁸ hat den Pennalismus beschrieben. Wer die Studentenlieder des 17./18. Jahrhunderts kennen

lernen will, greife zu einer Ausgabe, die im Verlag Schauenburg in Lahr 1861 erschienen ist⁹.

Um eine Veredelung des Studentengesanges bemühten sich im 18. Jahrhundert nicht nur unsere großen Dichter dieser Zeit, Lessing, Goethe und Schiller, sondern auch eine schillernde Gestalt wie der Magister Kindleben. Er wurde von der Universität Halle wegen wüsten Benehmens relegiert, kam im Elend um und hat sich doch eine gewisse Unsterblichkeit durch seine *Studentenlieder* von 1781 gesichert. Im Vorwort erklärte er seine Absicht, die Studenten für *reinere und bessere Lieder* zu gewinnen. Er war ein Kind der europäischen Aufklärung mit ihrem großen pädagogischen Eros und strengen Sittlichkeitsforderungen - offenbar nur in der Theorie. Wir alle sind ihm verpflichtet, weil er das eher geistliche Gaudium igitur in ein studentisches Preislied verwandelt hat und es aus der Molltonart in Dur konvertierte. Kindlebens Buch, das der preußische Minister von Zedlitz noch als *elendeste Schartäcke* bezeichnet hatte, regte einen ganzen Schwarm von Kommersbüchern an, den ich euch aus Zeitersparnis nur schriftlich vorstellen möchte.

Friedrich Harzmann hat die mühselige Forschungsarbeit geleistet, Kurt Stephenson stellte sie in seiner Arbeit über *Das Lied der studentischen Erneuerungsbewegung*¹⁰ übersichtlich zusammen. Wer Kindlebens Lieder genauer kennen lernen will, greife zur Neuausgabe, die der bedeutende Germanist Konrad Burdach 1894 besorgt hat¹¹. Woher kam nun dieser Wille zur Erneuerung

des Studentenliedes, das bis dahin sozusagen für eine „Spaßgeneration“ geschrieben worden war? Vorbilder für die Kommersbücher waren die Liederbücher der Freimaurer, die wiederum bekanntlich mit der Philosophie der Aufklärung entstanden. Ihr Produkt war auch die Französische Revolution: Sie hatte neben vielen konkreten auch ihre Wurzeln in einer vernunftbestimmten Staatlichkeit, die bereits im Absolutismus vorsichtig eingeführt worden war. In Deutschland ebte zwar die anfängliche Begeisterung für die Revolution im Nachbarland schnell ab, aber es blieb das Gefühl, dass sich in Deutschland vieles ändern müsse, so auch das studentische Treiben. Das Lied erwies sich bald als sehr geeignetes Erziehungsmittel. (*wird fortgesetzt*)

WERNER GRÜTTER (HOLS, HTB, FRID)

Fußnoten:

¹ Deutsche Sängerschaft. 36. Jahrgang. Leipzig 1931

² Man denke an die Szene „Auerbachs Keller“ in Goethes „Faust“.

³ Vgl. Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Zweite, neu bearbeitete Ausgabe, hrsg. v. Ludwig Finscher. Sachteil Band 5. Bärenreiter, Kassel/Metzler, Stuttgart 1996, Spalte 1259.

⁴ Den besten Überblick vermittelt die Zusammenstellung von Liedanfängen und Konkordanzen: Das Tenorlied. Mehrstimmige Lieder in deutschen Quellen 1450-1580. Hrsg. v. Musikgeschichtlichen Archiv Kassel

und vom Staatlichen Institut für Musikforschung preußischer Kulturbesitz Berlin. Zusammen gestellt und bearbeitet von Norbert Böker-Heil, Harald Heckmann und Ilse Kindermann. Catalogus Musicus XI. RISM-Sonderband. Bärenreiter, Kassel, Basel, London 1986. Drei Bände.

⁵ Georg Forsters Frische Teutsche Liedlein in fünf Teilen. Abdruck nach den ersten Ausgaben 1539, 1540, 1549, 1556 mit den Abweichungen der späteren Drucke, hrsg. v. M. Elizabeth Marriage. Max Niemeyer, Halle 1903, S. 134 (= Nr. XXXV. des dritten Teils)

⁶ op. cit., S. 94 = Nr. XXXVIII des zweiten Teils.

⁷ In moderner Notation abgedruckt in: Chorliederbuch der Deutschen Sängerschaft. Selbstverlag, Bielefeld 1995, S. 46.

⁸ Friedrich Schulze und Paul Ssymank, Das deutsche Studententum von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart 1931. Vierte, völlig neu bearbeitete Auflage. Verlag für Hochschulkunde, München 1932, S. 106-112.

⁹ Robert und Richard Keil, Deutsche Studentenlieder des 17. und 18. Jahrhunderts. Schauenburg, Lahr 1861.

¹⁰ Gesellschaft für burschenschaftliche Geschichtsforschung. Frankfurt/M. 1958.

¹¹ Konrad Burdach (Hrsg.), Studentensprache und Studentenlied in Halle vor 100 Jahren: eine Jubiläumsschrift für die Universität Halle-Wittenberg. Niemeyer, Halle 1894.

Derbe Zecher, zarte Damen

Orffs „Carmina Burana“ mit der Sängerschaft Erato und dem Collegium Musicum Vocale

„O Fortuna“ – mächtig und würdevoll klingt es, wenn in Begleitung von Carl Orffs „Carmina Burana“ die Schicksalsgöttin angesprochen wird. Über musikalische Klangfülle besinnen sich dabei die Zuhörer in der Hof-Bereitschaft am Samstagabend nicht so leicht, denn es waren rund 150 Sängerinnen und Sänger zusammengekommen: neben der Darmstädter Erato-Sängerschaft und dem „Collegium Musicum Vocale Darmstadt“ Studenten und Studenten sowie ältere „Erstarrte“ der akademischen Chorgesellschaften aus Köln, Mainz, Karlsruhe und München. Anlass war das hundertjährige Bestehen der Sängerschaft Erato.

Die von Orff eingetragene Fassung für zwei Klaviere und Schlagzeug braucht sich, was die Durchschlagskraft betrifft, nicht hinter der Orchester-Originalfassung des 1937 eingesetzten Perles zu verstecken.

Die beiden Pianisten Bernhard Meier-Nier und Werner Fierz sind ein Schlagzeug-Duo aus der Darmstädter Akademie. Die Forderung nach besten die klassische Frühlings-Musik („Frische Luft“), das beste Trinken in der Schenke („In Taverna“) und die kurze Rede köstlicher Gabel („Lied der Götter“) kontrastreich und fähig nach.

Nur gelegentlich, wenn sich die Paare mit vollem Impuls drücken, mahnen aber die Gleichheit zu den feinen Frauenstimmen des „Cantus“ die Worte mit „alle hoch rauschen, geht die klügliche Bahnen ein wenig“ was ein Kontroversität und insgesamt präsent war der Chor.

Das Hörer und physische Artikulation haben durchgängig gewirkt, die Intonation war klar auf die leichten Menschen bei „Veni inu facher“ verlässlich.

Reduziert war der Co-

gnatz zwischen der polierten Taktart in den dramatischen Sätzen der „In-Taverna“-Chöre und den natürlichen Echo-Effekten, wenn ausgelegenen Passagen im „Cantus d'Amor“, wo sich der Kinderchor mit jugendlichen Vokalgruppen begegnete.

Insoweit souverän, von toller Präzision war Maria Glawatsch-Pöhlke musikalische Lösung. Die junge Dirigentin führte den großen Apparat mit sicherer, sachlicher Zeichnung durch die satirischen rhythmisch-trieblichen Klänge, die in der Partitur lauern. Die Gesangsleiter trugen die plakativen Interpretationen bestmöglich mit.

Der Tenor Werner Compes botete den quälend-herklichen Unarten und die humoristische Kontrolle seines Tarsus gestrichelt aus – sein Schwanz schien noch lehrerhaft von der

schwarzen Platte bedeckt, sondern Bäume mit farbigen Flügelart.

Der Bariton Peter Schüler zeigte sich in seiner Rolle als schlafender Akt zu wütender „Cantus“, während Ursula Greven (Soprano) zunächst noch sanfter (Soprano) („Stille gelle“) und erst in ihrem „In-Taverna“ zu passender (Sänger) Partizipation kam.

Selbst am Ende mangels der Beleuchtung in der Bühnenraum für die Solisten, die im Dunkel standen, und ungewöhnliche Klänge in der Partitur. Nicht zu sagen, ob die Distanz sich mit dem Klängen eines Gefühls mit einem solchen Kontext auszu.

Für die Zuhörer in der gut besetzten Halle war es unmissbar eine ausgezeichnete Interpretation, die mit lang anhaltendem Beifall aufgenommen wurde.

Albrecht, S. 11 | 11

Darmstädter Echo, 30.10.2000

Carl Orff ohne „Weichspüler“ „Carmina Burana“ in Hechtsheim

ke. – Die Halle in schummrigen Dunkel getaucht, nur die Bühne hell erleuchtet: Eine fast mystische Atmosphäre für Carl Orffs scheinbar so wohl bekannte „Carmina Burana“. Doch war im Bürgerhaus Hechtsheim eine „weichgespülte“ Fassung erwartet hatte, sah sich überrascht. Mit scharfer Rhythmik von Klavier und Schlaginstrumenten begleitet, boten sechs Chöre und ein Kinderchor unter Federführung des Darmstädter Collegium Musicum Vocale und der Sängerschaft Erato ein sehr „ursprüngliches“ Orff-Klangerelebnis. Schroff gleich der Beginn; das „O Fortuna“ mit metallischen Schlagzeug-Klängen präzise unterlegt. Rhythmisch löst der instrumentale Tanz – ein filigranes Zusammenspiel zwischen Klavier und Pauke. Als homogener Klangkörper

erwiesen sich die 130 Sängerinnen und Sänger, darunter auch die Mitglieder der in Mainz beheimateten Leipziger Universitäts-Sängerschaft „St. Pauli“. Der Chor folgte aufmerksam dem souveränen Dirigent von Angela Gehann-Dernbach, meisterte jede Ritardando-Stelle und überzeugte mit Transparenz.

Großen Applaus gab es am Ende auch für die sehr vielseitigen Solisten. Wandlungsfähig die Stimme von Peter Schüler, überzeugend die gesunglichen wie schauspielerischen Talente von Werner Compes, von großer Zartheit der Sopran von Ursula Greven. Schade, dass die „Carmina Burana“ ausgerechnet am Mantelsoamtag dargeboten wurden. Sonst wären sicherlich noch mehr Besucher in den Genuss dieser Aufführung gekommen.

Weiter auf der
Straße des Erfolgs!

Pressestimmen zu den
»Carmina Burana«-
Aufführungen
in Darmstadt
und Mainz
am 28. und 29.10.2000

Allgemeine Zeitung Mainz, 31.10.2000

Übergabekommers unter Polizeischutz – Fridericiana Halle Präsidiierende Sängerschaft

Das »Fritzenhaus«
am Jägerplatz in
Halle



Wie sich die Zeiten ändern! Vor 75 Jahren fungierte die Sängerschaft Fridericiana Halle zuletzt als Präsidiierende Sängerschaft in der DS. Wer korporiert war, folgte damals dem Mainstream, und entsprechend feierten die Fritzen 1926 im Haus der Loge zu den drei Degen mit mehreren hundert Verbands-, Waffen- und Farbenbrüdern unbehelligt einen rauschenden Übergabekommers.

Heute gehört das Logen-Haus der Martin-Luther-Universität

Halle. In ihm wurde mit Sicherheit seit über 60 Jahren kein studentischer Kommers mehr geschlagen, und wenn es nach dem Willen einer winzig kleinen Hallenser Gruppe gegangen wäre, die sich »Antifa« nennt, wäre dies für alle Zeiten so geblieben. Sehr zum Unwillen der berufsmäßigen »Antifaschisten«, hat die Aktivitas der Fridericiana in zähen Verhandlungen mit der Universitätsleitung die Anmietung des Hauses für den Übergabekommers am 9. Dezember 2000

durchgesetzt.

Für diesen Erfolg war ein hoher Preis zu bezahlen. Weil sich die 6 (in Worten: sechs) wackeren »Antifaschisten« in der Vergangenheit militanter und gewaltbereiter gezeigt haben als unser Außenminister in seinen stürmischsten Zeiten (Anschläge mit Steinen und Farbbeuteln auf das Fritzen-Haus, auf den Fritzen-Bus, auf Autos von unseren durch und durch antifaschistisch gestimmten Bundesbrüdern, nächtliche Drohanrufe gegen Bundesbrüder), mussten Polizei und ein privater Sicherheitsdienst die Veranstaltung und das Fritzen-Haus schützen.

So ergab sich dem Kommers-Besucher ein seltsames Bild: Am Jägerplatz standen in Sichtweise des Fridericianer-Hauses zwei Streifenwagen. Vor dem Haus wachten Polizeibeamte in Zivil, diskrete Mini-Mikrophone am Revers und winzige Ohrhörer verrietten, dass sie in ständigem Funkkontakt zur Polizeizentrale standen. Zusätzlich sorgten zwei private Wachmänner mit ihren Dobermännern (so ein Wachhund knurrt übrigens für einen Stundensatz von drei Mark) dafür, dass Passanten freiwillig die

Straße räumten. Im Haus hatte die Aktivitas eine Art Rezeption aufgebaut, wo alle Gäste einen Kommerausweis erhielten, ohne den ein Zutritt zu der Veranstaltung nicht möglich war. Der Weg zum in Sichtweise des Fridericianer-Hauses gelegenen Logen-Haus musste aus Sicherheitsgründen in eigens gecharterten Kleinbussen zurückgelegt werden. Auch vor dem Saal wurden die Antifaschisten mit Band und Mütze vor den »Antifaschisten« ohne Couleur von Polizei und Sicherheitsleuten beschützt. Obwohl es glücklicherweise keinerlei Zwischenfälle gab, hat diese beklemmende Atmosphäre doch alle Kommerbesucher beeindruckt.

Im Saal selbst verloren sich dann 45 Bundes-, Verbands-, Waffen- und Farbenbrüder, wobei die DS, abgesehen von einigen Hauptausschuss-Mitgliedern und dem starken Aufgebot der Sängerschaft Erato Darmstadt, durch Abwesenheit glänzte.

Es wurde dennoch ein schöner, dem Anlass angemessener Abend, und dies war zuerst ein Verdienst von Fridericiana-Senior Christoph Langer. In seinem ersten Burschensester bot der angehende Augenarzt aus Merse-

burg nach sorgfältiger Vorbereitung eine souveräne Vorstellung als Kommerleiter, wobei ihm »Zeremonienmeister« Klaus-Martin Ertle hilfreich zur Seite stand. Wir Fridericianer sind fest davon überzeugt, dass unsere Aktivitas eine gute Wahl getroffen hat, als sie ihn zum neuen Sprecher der DS wählte.

Sein Vorgänger im Amt, Verbandsbruder Jörg Koos, gab für die Sängerschaft Erato Darmstadt die DS-Fahne symbolisch weiter an die Aktivitas der Fridericiana. Er ermutigte die Hallenser Aktivitas zu selbstbewusstem Auftreten in der Öffentlichkeit. Sängerschaftler stoßen auch heute noch auf Akzeptanz, insbesondere dann, wenn sie durch mehrstimmigen Chorgesang ihre Traditionen pflegen. Dass die Eratonen dazu auch ad hoc in der Lage sind, zeigten sie zu später Stunde während der Nachfeier auf dem Fritzen-Haus.

Der neue DS-Vorsitzer Christoph Hessel (Germ A, Bor) setzte in

seiner Ansprache Akzente und führte unter anderem aus:

»Das Amt der Präsidierenden ist zuvorderst die Pflicht, die Arbeit des Verbandes innerhalb der Aktivitates zu koordinieren und zu repräsentieren. In ihm liegt aber auch eine Entwicklungsmöglichkeit. Die Präsidierende ist eine Sängerschaft und keine Einzelperson. Alle Aktiven können mitwirken, mitgestalten und den sängerschaftlichen Gedanken weitertragen, nach innen und nach außen. Sicherlich, es steckt jede Menge Arbeit hinter einem erfolgreichen Wirken als Präsidierende, doch die aufgewendete Mühe zahlt sich aus.

Es ist nicht sinnvoll, alle Aktivitates in einem Jahr zu besuchen, schon finanziell muss dieser Kraftakt scheitern. Deshalb ist es günstiger, sich im Voraus zu fragen: Was möchten wir bewegen, wo sehen wir unseren Anteil? Jeder, der die Aktivenzeit wörtlich genommen hat, weiß über sein Engagement und die eige-



Vorsitzer der DS,
Christoph Hessel
(GermA, Bor)

nen, immer doch so guten Ideen.

Beseelt von der Vorstellung, Missstände zu beseitigen und Zukunft zu schaffen, sind viele Aktionen im Sande verlaufen, war man doch auf sich allein gestellt. Als Präsidierende hat eine Sän-

dierenden Sängerschaft Erato Darmstadt, die in diesem Jahr das Amt innehatte und federführend an der beeindruckenden Aufführung der Carmina Burana Ende Oktober beteiligt war. Es hat uns allen gezeigt, dass Sängerschaft Öffentlichkeit verträgt

rationswesen, für den eigenen Bund häufig zu einem zähen Ringen mit den Institutionen und der Gesellschaft führt. Jeder von uns, der sich über seinen Bund hinaus in der Öffentlichkeit engagiert hat, kann sicherlich ein Lied davon singen.

Der Sprecher der Sängerschaften 2000, Jörg Koos (Er), übergibt sein Amt an den neuen Sprecher



gerschaft ein Jahr die Chance, aus dem Grundrauschen des Verbandslebens aufzutauchen, sich der selbstgewählten Aufgabe zu widmen, durch gemeinschaftliches und verbandsöffentliches Wirken die Zahl der Mitstreiter zu erhöhen und koordinierend eingreifen zu können.

In diesem Sinne wünsche ich der kommende Präsidierenden Sängerschaft Fridericana Halle viel Erfolg in ihrem Amt, zündende Ideen und jene Begeisterung, die die Frage nach dem »Warum« vergessen macht.

Danken möchte ich der vorpräsi-

und auch verdient.

Ansonsten ist Öffentlichkeit eher unser Dilemma.

Auf Außenstehende wirken wir oftmals befremdend mit unseren bunten Bändern und Mützen, wie auch mit unseren Gebräuchen.

Trotzdem staunt man nicht schlecht, wie viele in Politik, Gesellschaft und Wirtschaft korporiert sind.

Wir wissen alle, dass ein Kontakt mit der Öffentlichkeit unangenehme Folgen haben kann und das ein Eintreten für das Korpo-

Gerade akademische Institutionen haben oftmals Berührungspunkte, den Korporationen mehr Raum innerhalb ihres geistigen und sozio-kulturellen Umfelds zu geben, wobei die Gründe oft vage bleiben. Dabei gibt es gute Gründe, als Hochschule auf die Korporationen zuzugehen:

- Die Korporationen identifizieren sich mit der Hochschule, an der ihre Aktiven studieren.
- In der Regel verfolgen Korporationen weniger allgemeinpolitische Ziele als andere Hochschulgruppierungen, denen fairer Nicaraguakaffee wichtiger ist als eine ordentliche Studienordnung.
- Viele Aktive sind bereit, sich hochschulpolitisch für die eigene Alma mater einzusetzen und auch nach ihrem Studium gerne an die Stätte studentischen Wirkens zurückzukehren.

gerne an die Stätte studentischen Wirkens zurückzukehren.

- Korporationen bieten mit ihrem strukturellen Aufbau (Aktive und Alte Herren) eine Kontinuität über die Generationen hinweg.
- Korporationen, die Eigenwerbung betreiben, machen auch immer Werbung für ihre Hochschule.

Eine oft gehörte Begründung lautet, dass »wenn den Korporationen ein Raum innerhalb der Hochschulen gegeben wird, müssen wir das auch gegenüber den

anderen Interessengruppen tun«. Ich kann nur betonen: Bitte schön! In den Asten und Studentenparlamenten sind Vertreter ganz anderer Strömungen vorhanden, abseits der politischen Vorurteile repräsentieren die Korporierten in weiten Teilen die gleichen gesellschaftlich relevanten Gruppierungen wie die nicht-korporierten Studierenden. Heute macht das Schlagwort Alumni die Runde, das heißt die gezielte materielle und ideelle Unterstützung der Hochschulen durch Freunde und Förderer, eine Aufgabe, bei der ich die Korporationen durchaus in der Pflicht sehe.

Damit ich nicht falsch verstanden werde, in einer Demokratie ist jeder Mitbürger ein politischer Mensch, doch ziele ich eher auf einen politisch gebildeten und gesellschaftlich aktiven Menschen, als auf einen Parteipolitiker. Wir als Sängerschaft verstehen uns demzufolge auch als unpolitisch, was den Bund angeht. Dieser hat keine politische Meinung nach außen, wohl aber wird jeder Sängschafter dazu angehalten, politisch aktiv zu werden. Gleichfalls heißt dies nicht, dass sich die einzelne Sängerschaft aus dem politischen Geschäft rund um die Hochschule heraushält. Für uns bedeutet dies, dass wir uns an den Hochschulen engagieren, Flagge zeigen, bei wichtigen Entscheidungen mitwirken, aber auch von der Hochschule fordern, als Hoch-

schulgruppierung angenommen zu werden.

Nach dem Zweiten Weltkrieg formierten sich die Korporationen neu und kamen zu einer gewissen Blüte in den 50er und 60er Jahren, das Jahr 1968 setzte diesem Trend ein Ende. Tradirierte Formen und eine Gesellschaft, die im Wesentlichen aus Menschen bestand, die einen verheerenden Krieg miterlebt hatten und nach allem Übel an die Zeiten anzuknüpfen versuchten, in denen sie einer bürgerlichen Existenz nachgingen, wurden zur Zielscheibe politischer Agitation. Das Wort der »Ewiggestrigen« machte die Runde.

Wir beklagen so oft, dass kaum noch junge Studierende den Weg zu uns finden, dass unsere Aktivitates immer kleiner werden und eine ordentliche Verbandsarbeit nicht mehr möglich ist. Doch scheint gerade jetzt die Zeit günstig zu sein, über eine Zukunft der Korporationen nachzudenken.

Die heutige Jugend ist deutlich weniger dogmatisch und ideolo-

gisch vorgeprägt. Wir haben uns in den letzten Jahrzehnten nicht nur gegenüber Menschen, die uns kritisieren, an einen Rechtfertigungsreflex gewöhnt, sondern auch gegenüber denen, die uns neutral bis interessiert betrachten.

Wichtiger ist die eigene Begeisterung, warum wir aktiv wurden, dem Bund heute noch treu sind und auch in Zukunft dafür bereitstehen. Warum wir gegenüber dem Durchschnittsstudierenden diese scheinbare Mehrarbeit auf uns nehmen, welche anscheinend aber auch Freude bereiten kann. Als Fußnote: Unzählige Studenten brechen ihr Studium ab, in einigen Fachrichtungen mehr als 50 %, viele werden durch entsprechende Prüfungsergebnisse gezwungen, das Fach zu wechseln oder einen nichtakademischen Beruf zu erlernen.

Bei Korporierten liegt diese Zahl signifikant niedriger. Ob dies Zufall ist, überlasse ich der Bewertung jedes Einzelnen.

Gegenüber den Zeiten der Nach-



...gemeinsam sind wir stark!

kriegsblüte hat sich die Welt deutlich geändert, viele der tradierten Werte haben eine Überarbeitung erfahren, vieles gilt nur noch eingeschränkt. Auch wir als Korporationen müssen uns an manchen Stellen neu definieren, ohne unseren studentischen Traditionen ungeprüft über Bord zu werfen. Ich hoffe an dieser Stelle auf Neugierde, denn eine Schneckenhausmentalität schafft keine Zukunft.

Gerade in diesen Tagen wird ein Lobpreis auf die ehrenamtliche Tätigkeit gesungen. Zunächst steht dahinter der verständliche Wunsch des Staates, sich bei einigen gemeinschaftlichen Aufgaben als Hauptverantwortlicher! zurückzuziehen. In vielen Fällen ist dies auch richtig, kann der Staat doch nur ein unpersönliches Standardprogramm anbieten, das aufgrund des hohen Verwaltungsaufwands auch noch teuer ist. Vielfach sind kleine, ehrenamtlich arbeitende Institutionen schlanker, effizienter und bieten darüber hinaus maßgeschneiderte Lösungen. Auch hier sehe ich für viele unsere Korporationen ein weites Betätigungsfeld.

Falls wir den Gedanken hegen, auch in Zukunft für die korporative Idee einzutreten, müssen wir akzeptieren, dass wir uns auf die heute existierenden Studenten zu bewegen müssen. Unsere Stärken sind:

- Eine Gemeinschaft verschiedenster Fakultäten über das Studium hinaus
- Integration mannigfaltiger Charaktere, soziale Bindung als Voraussetzung
- Ausbildung einer Streitkultur
- Interne Ausbildung von Füh-

rungskräften

- Gegenseitige Erziehung ohne Lehrherrn, ohne die Besserwisserkultur klassischer Pädagogik
- Nicht zuletzt macht Korporation Spaß, weckt Teamgeist und schafft eine Bindung an den Hochschulort

Vielfach wird Korporation passiv verstanden: Man gibt mir ein Zimmer, ab und an sind Konvente, nach einer gewissen Zeit muss ich einige Aufgaben übernehmen.

Ein Blick in die Programme zeigt, es gibt viele Ideen jenseits von Konvent, Kneipe und Kommers etwas gemeinschaftlich zu unternehmen. Doch so manches bleibt Stückwerk, es fehlt an Durchhaltevermögen, wenn eine Idee bei ihrer Umsetzung nicht von vorneherein läuft. Dabei gebietet es uns oft auch an der finanziellen oder personellen Stärke, um längere Durststrecken überwinden zu können. An dieser Stelle greife ich den Gedanken über den Sinn eines Verbandes auf, der sich zwingend logisch ergibt, möchte man seine Kräfte bündeln oder das Ausdauervermögen verbessern. Nunmehr schließt sich der Kreis, wir sitzen heute Abend hier zusammen, um gemeinsam diesen Gedanken mit Leben zu füllen.

Zum Ende meiner Worte möchte ich mich für die freundliche Aufnahme hier in Halle bedanken und nochmals der Aktivitas der Sängerschaft Fridericiana ein gutes und erfreuliches Wirken als Präsidierende unseres Verbandes wünschen.

Das eine oder andere wird hängen bleiben, weiterwirken und

eines Tages positive Resonanz erzeugen. Ich sehe in den Korporationen durchaus eine gesellschaftliche Institution, die im 21. Jahrhundert bestehen kann, sind wir doch in vielen Positionen in der Lage, entsprechende gesellschaftliche und soziale Lücken zu schließen.

Die Aktivitas will in diesem Sinne handeln. Das wurde während der gemütlichen Nachfeier bei Feuerzangenbowle und Köstritzer Pils auf dem Fridericianer-Haus deutlich. Das Problem der Hallenser Aktiven ist ihre korporative Unerfahrenheit. Die Aktivitas hat es immer wieder verstanden, genügend Füxe für die Fridericiana zu keilen. Allerdings gibt es eine hohe Fluktuation, weil die höheren Farbensemester, Rückhalt einer jeden Korporation, fast ausnahmslos den Studienort gewechselt haben und heute zum Teil die Aktivitates anderer Sängerschaften verstärken.

Umgekehrt hat leider noch nie ein Verbandsbruder den Weg in die Fridericiana-Aktivitas gefunden, obwohl Halle eine wunderschöne Stadt mit überschaubarer Universität ist und sich auf dem topsanierten Fridericianerhaus mit seinen inzwischen elf Buden attraktive Wohnmöglichkeiten mit 24 Stunden am Tag unentgeltlichen Internet-Zugang finden.

Die menschliche Qualität, die Zivilcourage der motivierten, begeisterungsfähigen und reisefreudigen Aktivitas lässt die Träger des blau-weiß-blauen Bandes dennoch zuversichtlich in die Zukunft blicken.

MATTHIAS MAYER (HS, BB, FRID)

Des Königs Wusterhausen kann wieder besichtigt werden!



König Friedrich Wilhelm I. von Preußen liebte die Jagd über alles. Die Umgebung Wusterhausens südöstlich von der preußischen Hauptstadt Berlin bot beste Voraussetzungen dafür. Deshalb verlegte der König den Familienwohnsitz in der Jagdsaison in das Schloss Wusterhausen südlich Berlin; das Schloss hatte er als Zehnjähriger von seinen Eltern geschenkt bekommen.

Außer dem König teilte jedoch der Rest der Familie nur bedingt die Begeisterung für diesen Ort wegen dessen gefürchteten Launen und wegen des auch für die damalige Zeit mangelhaften Komforts. Dazu trugen auch die großen Sitten der »Langen Kerls« bei, die Friedrich Wilhelm hier

drillte

Nach jahrelanger Restaurierung wird nun in dem in wesentlichen Teilen aus dem 16. Jahrhundert stammenden Schloss ein Eindruck von der Hofkultur Friedrich Wilhelms I. vermittelt.

Auch der Raum des berühmten Tabakskollegiums ist wiederhergestellt worden.

Gemälde, darunter auch vom König selbst gemalte, und passendes Mobiliar zeigen das künstlerische Schaffen zur Zeit des Soldatenkönigs. Am 30. September 2000 ist das Museum im Schloss eröffnet und mit einem Stadtfest in Königs Wusterhausen gefeiert worden.

Aus den Verbänden:

Deutsche Burschenschaft



Eisenacher Denkmal wieder zugänglich

Mit großem persönlichem Engagement auch einzelner Mitglieder ihres Vorstandes hat die Deutsche Burschenschaft (DB) das 1902 errichtete und im 1994 rückübertragene Burschenschaftsdenkmal in Eisenach vor dem Einsturz gerettet und grundlegend saniert. Im ehemaligen Burschenhaus wurde ein modernes Hotel mit Gastronomiebetrieb eingerichtet (Borghotel Burschenhäuser). Das Denkmal selbst ist mittlerweile wieder zu besichtigen und beherbergt eine kleine Ausstellung zur burschenschaftlichen Geschichte in und um Eisenach. Die DB hat nun eine außerordentlich schwierige finanzielle Situation zu meistern: Nach offiziellen Angaben wurden in das Ensemble Denkmal/Hotel mehr als 7 Millionen DM investiert.



Sondershäuser Verband



Der VAVV hat dem CDA verlassen. Aus der Begründung: »Es ist uns nicht länger möglich, in einem Gremium mitzuarbeiten, das (...) uns in den Dienstreis der DB rückt und somit unberechtigte Kritik an unserem Verband herausfordert muß.«

Und die allerschönste Freiheit . . .

Lübecker Verbändekommers unter dem Präsidium unserer »Vereinigung Alter Sängerschaffer Lübeck«

Am 12. 1. versammelten sich rund 140 Korporierte, davon über 30 Sängerschaffer, in der Lübecker »Gemeinützigen« zum traditionellen Verbändekommers. Aus Jena kamen 9 Jenenser Pauliner, die zu ihrem Semesterbesuch bei den Hamburger Holsaten zu Gast waren. Vbr Winfried Wagener (Hols, L! Mecklb) hielt die folgende, mit viel Beifall bedachte, stark gekürzt wiedergegebene. Festrede:

*Und die allerschönste Freiheit
ist in Jena auf dem Damm.
In Schlafröcken darf man gehen
und den Bart sich lassen stehen,
wie ein jeder will und kann.*

So lautet der letzte Vers eines Studentenliedes, das um 1850 entstanden ist und das wir heute immer noch gern in heiterer Stimmung singen: Und in Jene lebt sich's bene.

Der unbekannte Verfasser schwärmt von sauberen Straßen, bowlegeeignetem Wein, famosen Philistern und Wirten. Und es herrscht Freiheit, sogar die allerschönste.

Eben dafür hatten sie Jahre gekämpft, die freiheitlichen Bürger und die burschenschaftliche Bewegung.

Den Fürsten braust es in den Ohren. Aber sie sind unmusika-

lisch. Nur Trommeln und Pfeifen - zu Karlsbader Beschlüssen und Demagogenverfolgung. Die Allgemeine Deutsche Burschenschaft wird verboten, bekennende Demokraten werden eingesperrt. Und nach dem Hambacher Fest und dem Frankfurter Wachensturm wird alles noch schlimmer.

Und in anderen Köpfen spukt es, in den Köpfen von Arbeitern und Studenten in Paris. Der März bringt Barrikaden, Gefallene, Schwarz-Rot-Gold - und eine Nationalversammlung mit den besten Köpfen des Landes. Trotzdem wird es nichts mit der bürgerlichen Freiheit. Gegen Demokraten helfen nur Soldaten. Die oktroyierten Verfassungen schaffen wieder Ruhe im Land. Aber soviel Freiheit muß sein: In Schlafröcken darf man gehen und den Bart sich lassen stehen.

Der Bürger im Schlafrock ist ein Glücksfall für die Regierenden. Soll er sich etwa selbst in das Getümmel aller gegen alle stürzen? Was soll schon groß passieren? Die demokratische Regierung ist dem Wohle und also auch der Freiheit des Bürgers verpflichtet. Nur - das war auch der absolute Herrscher. Und das Problem der politischen Freiheit war schon im Zeitalter der Aufklärung begrifflich gelöst. Kant hatte gefordert, dass die Freiheit des Einzelnen nur in dem Maße

beschränkt werden dürfe, wie es das Zusammenleben der Menschen erforderlich macht, und dass eine solche Beschränkung, wenn sie denn notwendig ist, jeden gleichmäßig treffen müsse.

Das Dilemma war aber schon damals, dass für die normativen Begriffe der Notwendigkeit und der Gleichmäßigkeit der Freiheitsbeschränkung die Kriterien fehlten. Heute ist man sich darüber sehr wohl im Klaren, nur selten einig über die Wertung. Darüber entscheidet die Mehrheit.

Aber was ist Mehrheit? »Mehrheit ist Unsinn; Verstand ist stets bei wen'gen nur gewesen«. Ausgerechnet Schiller muss das sagen. Aber auch Montesquieu verlangt, dass das Urteil der Minorität zum Beschluss erhoben werden müsse, da die Mehrheit der Menschen dumm sei und die Klugen sich stets in der Minderheit befänden.

Aber in welcher? Mehrheit gibt es nur eine. Minderheiten hat es viele. Und auch in der Mehrheit der Minderheiten ist die Dummheit stark vertreten. So muss die Demokratie denn weiterhin mit ihren Mehr- und Minderheitenproblemen weiterleben. Die Herrschaft des Volkes, des ganzen Volkes, das bleibt die blaue Blume der politischen Romantik.

Darin liegt aber die Gefahr für den Fortbestand der Demokratie. Der Mann aus dem Volke fühlt Tag für Tag nur allzu deutlich, dass er jedenfalls nicht herrscht, und muss die Demokratie als Schwindel empfinden. Karl Popper definiert. »Demokratie« deshalb auch realistisch als Bezeichnung für eine Verfassung, die es den Bürgern ermöglicht, eine missliebige Regierung ohne Blutvergießen loszuwerden und jedenfalls eine Tyrannis zu vermeiden.

Aber allein mit dem Stimmenzählen ist es nicht getan. Auch zwischendurch muss Rechtsstaatlichkeit stattfinden, damit die Freiheit des nächsten Scherbengerichts gewährleistet bleibt und die Rechtsstaatlichkeit heißt Respekt vor der Verfassung. Heute wird die Verfassung nur noch ausgesessen.

Rund 17 000 Berufspolitiker sitzen da. Sie rekrutieren sich vornehmlich aus den politischen Parteien, und eine neuere politikwissenschaftliche Forschungsrichtung nennt sie »politische Klasse«. Unter dem Gewicht ihrer Eigeninteressen haben sich die feinen Kontrollinstrumente der Verfassung bis zur Unwirksamkeit verbogen. Gewaltenteilung ist nur noch eine ferne Erinnerung an das Goldene Zeitalter der Demokratie.

Heute teilt sich die politische Klasse die Gewalt. Sie bestimmt innerhalb der Parteien, wer als Abgeordneter nominiert wird und wer auf der Landesliste einen sicheren Platz erhält. Parlamentarier, die sich nicht durch angemessene Parteispenden erkenntlich zeigen und ihr Gewis-

sen über die Parteidisziplin stellen, können sich darauf verlassen, dass sie das nächste Mal nicht dabei sein werden. Die Apotheose aber ist die Übernahme der Exekutive durch den Chef der Regierungspartei. Der kontrolliert nun die Mehrheit des Parlaments und der Regierung. L'état c'est moi!

Und was ist mit der dritten Gewalt? Da sind Bürger in gesetzloser Zeit enteignet worden, und der Rechtsstaat bestätigt nicht nur diese Enteignungen, sondern versagt den Betroffenen auch eine angemessene Entschädigung. Auch das Verfassungsgericht versagt - aus Gründen der Staatsraison. Das Gericht ist eben auch nur ein Produkt der real existierenden Demokratie, hält doch die politische Klasse im Parteienproporz auch die Richterwahlausschüsse besetzt.

Der Bürger im Schlafrock bleibt gleichwohl unbekümmert. Er nimmt den schleichenden Verfall seiner Demokratie kaum wahr und verlässt sich darauf, dass die Parteien sich im politischen Wettbewerb schon gegenseitig kontrollieren werden. Abgesehen davon, dass eine solche Kontrolle im Grundgesetz nicht vorgesehen ist, findet sie auch nicht statt.

Die Parteien sind sich untereinander näher als den Interessen des Volkes. Entgegen einem weitverbreiteten Irrtum sind die Hinterbänke der Opposition keinen Deut härter als die der Regierungsfraktion. Wer da sitzt, hat das Bestreben, dort sitzen zu bleiben.

Aber auch das wäre hinzuneh-

men, wenn denn gewährleistet bleibt, dass sich keine Tyrannis bildet. Und mit Genugtuung verfolgt der Bürger den engagierten Kampf der etablierten Parteien gegen politischen Extremismus, im Augenblick gegen den Rechtsextremismus. Eine rechtsextremistische Partei soll sogar verboten werden.

Der Bürger im Schlafrock verfällt ins Grübeln. Geht es überhaupt darum Gefahr von der Demokratie abzuwenden, oder ist es nur die Sorge der politischen Klasse, dass ihr System durch die verdächtige Partei Schaden nehmen könnte? Machen wir die Gegenprobe. Was unternimmt die Politik zur Abwehr der linksextremistischen Gefahr? Da gibt es eine Partei, die früher immer Recht hatte und sich nun dem demokratischen Sozialismus verschrieben hat.

Übrigens kein neues Programm, schon die sogenannten 68er hatten sich darauf verlegt. Und wie das immer zusammenhängen mag - die Partei des demokratischen Sozialismus jedenfalls sieht sich keinem Verbotsverfahren ausgesetzt. Im Gegenteil, sie ist ein geschätzter Koalitionspartner. Mit einem Wort: Sie ist voll in das Parteiensystem integriert.

Es kommt der politischen Klasse also weniger auf die demokratische Qualität als auf die systemgemäße Verträglichkeit an. Daran wird aber deutlich, dass das System selbst in Gefahr ist, seine innere Stabilität zu verlieren. Wer für das Staatsschiff eine »neue Mitte« vorgibt, d. h. den konstruktionsbedingten Schwerpunkt verlagert, mit der Folge, dass das Schiff zum Krängen

kommt, darf sich nicht wundern, wenn der Klabauteermann an Bord entert.

Aber auch mit dem Verbot einer rechtsextremistischen Partei wird man den Rechtsextremismus sicherlich nicht los. Er ist, wie jeder Extremismus, das Resultat einer verfehlten Politik. Ausgrenzung hilft da wenig. Extremismus muss nicht an den Rändern, sondern im Zentrum des demokratischen Spektrums bekämpft werden, mit politischer Vernunft.

Die richtige Reaktion auf ein Raucherbein ist ja auch nicht der Ruf nach dem Chirurgen, sondern der völlige Verzicht auf die Zigarette.

Einer gesunden Demokratie kann Extremismus ohnehin nichts anhaben. Frankreich, Italien und Belgien haben es mit weitaus größeren rechtsradikalen und extremistischen Parteien zu tun, ohne dass dadurch ihr demokratisches Gleichgewicht gestört ist.

Bei uns geht mit Rechtsextremismus sogenannte Fremdenfeindlichkeit einher. Und die politische Klasse will uns glauben machen, dass es sich dabei um ein unabwendbares Verhängnis handelt, dem man allenfalls mit drakonischen Strafen beikommen kann. Als die politische Klasse Anfang der 90er Jahre erkannte, dass der unregulierte Zustrom von Asylbewerbern das Land überforderte, und sie deshalb 1993 das Asylrecht änderte, hätte sie spätestens da auch politische Vorkehrungen treffen müssen, um die schon im Lande aufgetretenen sozialen Verwerfungen für die Deutschen und die Ausländer einzuebrennen.

Das hat sich nicht getan, zumindest nicht in erforderlichem Maße, vielmehr das Volk damit allein gelassen. Dabei haben die Hauptlast die sozial schwachen Bevölkerungsteile getragen. Und das hat bei denen den Boden für rechtsextremistische Ideen bereitet, während das Besitzbürgertum dagegen immun geblieben ist.

Nun zeigen unsere Politiker »Gesicht« - wobei man sich fragen muss, was wir denn bislang von ihnen zu sehen bekommen haben - und rufen zum Kampf »gegen Gewalt von rechts«. Es geht nur um Gewalt von rechts. Dabei ist jede Gewalttat eine empfindliche Störung des Rechtsfriedens und muss ohne Rücksicht auf ihren Ursprung gleichermaßen bekämpft werden. Jus est ars boni et aequi, so beginnt das Corpus iuris. Bonum ist gut, aber ohne aequum, ohne Gleichheit vor dem Gesetz, findet keine Gerechtigkeit statt. Privilegien für Gewalt von links darf es deshalb nicht geben.

Die Verfolgung von Straftaten ist Sache der Justiz. Die Politik hat nur dann einzugreifen, wenn die Justiz versagt oder die Gesetze nicht ausreichen. Weder das eine noch das andere ist hier der Fall. Das Gesetz mit seinen Instrumentarien aus der Zeit der RAF wird auch mit den rechten Gesinnungstätern fertig. Also kann sich die Politik ganz auf die Prophylaxe konzentrieren, darauf, die sozialen Ursachen für die Gewalt von rechts zu analysieren und aufzulösen. Dazu muss man natürlich auf die Rechtsextremen eingehen und versuchen, ihr Interesse an demokratischen Lebensformen zu wecken. Natürlich

ist das nicht einfach - angesichts der grobschlächtigen Aufsässigkeit dieser Menschen. Aber Demokratie ist Diskussion bis zum Letzten.

Die Politik hat seinerzeit auch mit »autonomen« Hausbesetzern und Steinewerfern diskutiert, sogar verhandelt. Aktuell im Gespräch ist man gerade wieder einmal mit den Besetzern der alten »Flora« in Hamburg.

Das soll aber wohl nicht für die Rechtsextremisten gelten. Jedenfalls zeichnet sich da überhaupt keine Initiative ab. Es gibt keinen Beauftragten für die rechtsextremistische Szene. Zuständig ist immer der Generalbundesanwalt. Gewollt ist also die Ausgrenzung. Und die Botschaft an das Volk lautet: »Spielt nicht mit den Schmuttelkindern«.

Das macht allerdings stutzig, und stutzig macht auch, dass zum Kampf »gegen Gewalt von rechts«, »gegen rechte Gewalt« oder, noch kürzer, »gegen rechts« aufgerufen wird. Rechts, im demokratischen Spektrum, da hat das wertekonservative Bürgertum seinen angestammten Platz. Und was hat dieser Teil des Volkes mit den braunen Schmuttelkindern zu tun? Natürlich nichts, genauso wenig wie die sozialdemokratische Tradition mit den roten Schmuttelkindern.

Man könnte deshalb geneigt sein anzunehmen, dass »rechts« sich als griffiges Kürzel für rechtsextremistisch eingebürgert habe, ohne hintergründige Absicht. Das ist aber nicht eben wahrscheinlich. Einmal ist auch zu Zeiten der terroristischen Straßenschlachten und der Verbre-

chen der RAF in den 70er Jahren niemals von »linker Gewalt« gesprochen worden. Zum anderen gilt heute aber auch eine politisch-korrekt austarierte Nomenklatur, die jede noch so feine Nuance sensibel registriert. Wer heute rechts sagt, meint auch rechts.

»Gegen rechts« ist also keine sprachliche Nachlässigkeit; die politische Klasse macht tatsächlich mobil gegen das etablierte Bürgertum. Ihm lastet sie in ausgefeilter Dialektik die von ihr als solche ausgemachten Gewalttaten mit rechtsextremistischen Hintergrund an. Dabei hat es den Anschein, als erfülle die Sache bereits mit Ausspruch dieses Vorurteils ihren eigentlichen Zweck. Denn wenn sich später herausstellt, dass nicht einmal ein objektiver Straftatbestand verwirklicht ist, ist nicht etwa ein Seufzer politischer Erleichterung zu hören, im Gegenteil, es hat eher den Eindruck, als mache sich Enttäuschung bei unseren Politikern breit.

Geschichte wiederholt sich nicht, aber ihre Mechanismen sind immer dieselben. Als Sand 1819 Kotzebue ermordet, wird das Entsetzen über die Tat überlagert durch das Ergötzen der Fürsten an dem hochwillkommenen Motiv für die Karlsbader Beschlüsse. Es ging vielmehr ganz entscheidend darum, die bürgerliche Freiheit zu beschneiden, den Bürger von der Teilhabe am Staate fernzuhalten.

Und genau das ist heute wieder unser Thema. Die politische Klasse will unter sich bleiben. Die Mitwirkung des kritischen Bürgers an der Gestaltung des

politischen Lebens ist unerwünscht. Selbst im Umgang mit gesellschaftlichen Sachverhalten von nachgeordneter Bedeutung hält man den Bürger auf Distanz. So ist die Rechtschreibreform gegen den mehrheitlichen Willen des Volkes durchgesetzt und der Volksentscheid in Schleswig-Holstein wieder aufgehoben worden.

Die Fürsten hatten Kartätschen. Die heutige politische Klasse muss sich anderer Waffen bedienen. Sie instrumentalisiert das Scheitern ihrer eigenen Politik zur Abwehr bürgerlichen Unmuts. Und um diese Waffe wirkungsvoll einsetzen zu können, rückt sie weiter vom Bürger ab - in eine imaginäre Mitte, wo immer die sein mag. Und von dort aus agiert sie mit Maßnahmen, die denen der Karlsbader Beschlüsse immer ähnlicher werden, mit Förderung von Denunziantentum und Aufrufen zu Bußübungen und Wallfahrten. Eine große Dunstglocke von politischer Verklemmtheit und muffiger Denkungsweise liegt über unserem Land. Die Menschen beginnen mit leiser Stimme und hinter vorgehaltener Hand zu sprechen.

Die demokratische Rechte ist parlamentarisch nur noch unzureichend vertreten. Da entsteht ein politisches Vakuum und mit ihm die Gefahr der Radikalisierung. Die politische Klasse scheint das nicht einmal zu bemerken. Nur noch das Volk kann die Demokratie retten. Es ist höchste Zeit, dass die Bürger die politische Klasse ablösen, die Parteien durchdringen und mit demokratischem Geist erfüllen. Dabei darf den Parteien künftig nur die Rolle zukommen, die das

Grundgesetz für sie vorgesehen hat: die Mitwirkung an der politischen Willensbildung. Die Wirkung muss Sache des Volkes bleiben.

Alle Staatsgewalt geht vom Volke aus. Sie wird vom Volke in Wahlen und Abstimmungen ausgeübt. Art. 20 Grundgesetz. Abstimmungen - das ist das Stichwort für plebiszitäre Initiativen. Die brauchen ein Forum. Und das soll die Aufgabe der Parteien sein: ein offenes Forum zu schaffen für den politischen Menschen, den freien Bürger; ein sublimes Hydepark Corner, wo jeder ohne Unterschied seiner politischen und geographischen Herkunft ungestört reden und sich um jedes Amt im Staate bewerben kann.

Bis dahin wird es noch viel Arbeit kosten, demokratische Knochenarbeit. Niemand darf sich dafür zu schade sein. Das gilt besonders für gesellschaftliche Gruppierungen, die auf alte demokratische Traditionen zurückblicken können. Darunter ist keine älter als die der studentischen Korporationen.

Worauf warten wir denn überhaupt noch?
Burschen heraus -
heraus aus den Schlafröcken !

WINFRIED WAGENER
(HOLS, LI MECKLB)

Tiermehl aus Napoleons Zeiten

Wurde bisher geglaubt, die Verfütterung von Tiermehl sei eine Erfindung des 20. Jahrhunderts, eine, die mit industrieller Tierhaltung und dem schnellen Geld zu tun habe, belehrt uns der französische Dichter Victor Hugo (1802-1885) eines Besseren. Der Gegner Napoleons III. beschreibt in seinen Tagebüchern, die den Zeitraum zwischen 1846 und 1848 umfassen, eine gespenstische Szene:

»Englische Zeitungen«, so schreibt Hugo »berichten, dass

in Hull mehrere Millionen Scheffeln menschlicher Gebeine vom Kontinent angekommen sind. Diese Gebeine, die mit Pferdekadavern vermischt sind, wurden auf den Schlachtfeldern von Austerlitz, Leipzig, Jena, Friedland, Eylau und Waterloo gesammelt. Danach wurden sie nach Yorckshire transportiert, wo man sie zu Puder zermahlen hat, das dann wieder nach Duncaster geschickt wurde, wo es als Mastfutter verkauft wurde. Auf diese Weise wurden die letzten Überreste der Siege des

Kaisers an englische Kühe verfüttert.« (Quelle: Gesamtausgabe Victor Hugo, Journal de chaque jour, Band VII, Seite 916 am 5. Dezember 1847).

BSE, Rinderwahnsinn - alles viel älter als bisher angenommen? Erinnern wir uns. In Großbritannien trat die Seuche zuerst auf, jetzt hat sie auch den Kontinent nicht länger verschont. Wenigstens werden heute Schlachtfelder durch Schlachthäuser ersetzt. Aber das ist nur ein kleiner Trost.

»WELT AM SONNTAG«, 24.12.2000

Majestät brauchen Sonne

Ein Film über den meist gefilmten und fotografierten Mensch einer Zeit, die nach der Fotografie gerade die bewegten Bilder entdeckte: Kaiser Wilhelm II. (1859 - 1941).



Mit Digitaltechnik optimiert Peter Schamoni das Stummfilmmaterial und entlarvt die verführerische Kraft einer umstrittenen Herrscherfigur, die für ihre spektakulären Medieninszenierungen stets Sonne - eben das sprichwörtliche Kaiserwetter - brauchte.

Die Originaltexte Kaiser Wilhelms II. liest Otto Sander. Mario Adorf übernimmt die Rolle des Kommentators. Eine aufregende, authentische und unterhaltsame Darstellung des »ersten deutschen Kinostars« und gleichzeitig

eine Hommage an die Anfänge der Kinematographie. Ein Bericht über die ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, wie es ihn bisher noch nicht gab. Zu Recht ausgezeichnet mit dem »Bayerischen Filmpreis« 1999.

Ein ganzes Volk auf der Couch

In letzter Zeit muss ich immer wieder an die Worte des deutsch-syrischen Hochschulprofessors Bassam Tibi denken, die er vor vier Jahren zur Problematik der multikulturellen Fehlentwicklung in der Bundesrepublik geäußert hatte.

Der angesehene Nahostexperte plädierte damals in einem Interview mit dem Magazin FOCUS für einen Wertekonsens statt Selbsthass und kritisierte scharf die multikulturelle Wertebeliebigkeit unserer Gesellschaft. Über den Rassismus sagte er: Der Begriff Rassismus hat heute eine andere Bedeutung und wenn es widerstandslos so weitergeht, kann es passieren, dass demnächst das Vertreten bestimmter europäischer Ideen, etwa des Individualismus gegen den Kollektivismus, unter Rassismus fällt. Der Begriff ist inzwischen ein Kampfbegriff zur Verfemung Andersdenkender geworden. Wenn ich sage: Man muss die Zuwanderung beschränken, weil eine Gesellschaft nur ein bestimmtes Maß an Integrationsfähigkeit besitzt, und Europa das Überbevölkerungsproblem im südlichen Mittelmeerraum nicht lösen kann, dann kommen Leute und sagen, das sei purer Rassismus.

Auf die Frage: Sie spotten in Ihren Schriften über den Typus deutscher Gesinnungsethiker, die

sogar Selbsterhaltung für Rassismus halten. Haben Sie eine Erklärung, warum ausgerechnet die Deutschen zu solchen Extremen neigen? sagte der Professor: »Die Deutschen leiden unter Weltfrömmigkeit und sind ein Kapitel für sich. Sie haben kein Maß. Entweder sie vergöttern den Staat oder sie sind Anarchisten. Entweder rufen sie 'Ausländer raus!'

So sind auch wir in den Dingen, die den Verstand betreffen, bereits in eine Sklaverei geraten und werden durch die Blindheit gezwungen, und Art zu leben, zu reden, zu schreiben, ja sogar zu denken, nach fremden Willen einzurichten.

Gottfried Wilhelm Leibniz
1646 - 1716

oder 'Alle Ausländer rein!' Beides ist krank.« Ein jüdischer Freund, Psychoanalytiker, der vor einigen Jahren ein paar Tage in Deutschland war, sagte zu mir: »Die Deutschen wollen alle nur bestraft werden. Sie wollen gar nicht, dass man ihnen verzeiht; die gehören eigentlich alle auf meine Couch«.

Das ist nun einige Jahre her und wir bewundern mit Respekt die seherischen oder besser gesagt analytischen Fähigkeiten von Bassam Tibi, obwohl die bundesdeutsche Wirklichkeit seine Visionen längst überholt hat. Wir stolpern heute, meist über Anleitung von »oben« von einer Hysterie in die nächste. Interessant dabei ist immer wieder der Zeitpunkt des Beginns, denn jedesmal wenn sich so etwas wie ein Trend zur Normalität oder zu einer Spur Selbstwertgefühl abzeichnet, wird sofort irgendeine moralische Keule hervorgezaubert, die uns an unseren »Sonderweg« erinnert.

Das Schlimme daran ist, dass die Zivilcourage oder der Mut unserer Menschen, diesem (an sich durchsichtigen) Tun objektiv zu begegnen, immer mehr schwindet und die Akteure selbst nicht mehr merken, wie lächerlich sie bei dieser Psychoattacke gegen das eigene Volk aussehen.

Ohne einigen vertrottelten jugendlichen Glatzköpfen das Wort reden zu wollen, kann man nur hoffen, dass die dümmlichen Bestrebungen, alles, was nicht links ist, mundtot zu machen, scheitern werden. Wo bliebe sonst unser demokratisches Bewusstsein?

FRANZ XAVER JEDLITSCHKA (PUS B)

Die 68er-Revolte im Rückblick

Festkommersrede beim 143. Stiftungsfest der Königsberger Burschenschaft Gothia zu Göttingen.

In den 60er-Jahren kümmerten sich alle Professoren um ihr Fach, um die Forschung und die Lehre - und sie spürten nicht die geistige Widerstandsbewegung, die sich formierte und sich mit den Namen Horkhei-

res 1968 persönlich betroffen und habe sie aus nächster Nähe erlebt. Das Zitat aus Schillers »Wallenstein«: »Von der Parteien Gunst und Hass verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschich-

50er-Jahre waren dem Brotstudium ergeben, politisch desinteressiert und lethargisch. Ich erinnere mich an ein Gespräch auf dem Gothenhaus in Göttingen mit der damaligen Aktivitas. Es mag im

Jahr 1959 gewesen

sein. Die jungen Bundesbrüder sagten, sie strebten ein beschauliches Beamtenleben an und redeten von ihrer Altersversorgung. Einer kam in Hauspanzertoffeln in den Kneipsaal. Es waren junge Spießbürger. Die aktuellen Gegenwartsprobleme blieben den Politikern überlassen.

Die Revolution muss auch unter den Helm gehen: Mitte der siebziger Jahre stehen sich beim Streik an der Frankfurter Universität Studenten und Polizisten gegenüber. Wer wird die Mentalität des anderen bezwingen?



mer, Adorno und Marcuse verband. Das Programm der »Neuen Linken« war der »neue Mensch«; es war eine Erlösungsbewegung, ein explosives Gemisch von politischer Utopie, ideologischen Phantasien und persönlichem Idealismus. Es endete im Bändertum. Im Rückblick lehrt uns die 68er-Revolte, dass am sichersten eine fundierte Bildung vor dem Ungeist schützt und zur Humanität erzieht.

Die Situation im Jahr 1968

Als eben berufener Ordinarius für Chirurgie in Tübingen war ich von den Ereignissen des Jah-

tes, gilt gewiss auch für das Bild der Studentenrevolte von 1968.

Was waren die Ursachen für diesen Ausbruch? Die politischen Institutionen, auch die kulturellen und die wissenschaftlichen wie die Kirchen und die Universitäten, waren in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg so restauriert worden, als hätte es die zwölf Jahre des Dritten Reiches nie gegeben. Man knüpfte dort an, wo man 1933 aufgehört hatte. Das geistige Leben drohte zu stagnieren.

Die deutschen Studenten der

Als Privatdozent habe ich damals diese Tendenzen mit Enttäuschung und Sorge verfolgt. Ich hielt eine Reform der deutschen Universitäten für dringend geboten. Die alten Ordinarien, in den ersten Nachkriegsjahren berufen, genossen schon zwei Jahrzehnte lang ihre Autorität, ihre Einkünfte aus der Nebentätigkeit ohne jede Abgabe und die starre hierarchische Ordnung an den Hochschulen. Nichts davon stellten sie in Frage. Sie bezeichneten sich als die letzten Herren und hatten kein Ohr für das unterirdische Grollen bei den Studenten, Assistenten und jungen Do-

zenten, das Anfang der 60er-Jahre vernehmlich wurde.

Die Professoren kümmerten sich um ihr Fach, um Forschung und Lehre und spürten nicht die geistige Widerstandsbewegung, die sich formierte. Sie ging aus von der Frankfurter Schule der Soziologen Horkheimer und Adorno mit ihrer sogenannten »Kritischen Theorie«. Diese versuchte, die Situation der Gegenwart im Rahmen der marxistischen Gesellschaftstheorie zu deuten. Das Schlagwort vom »falschen Bewusstsein« kam auf. Das »glückliche Leben« sollte durch individuelle Autonomie, Arbeitsbeschränkung, Freizeitvermehrung und Ausleben-Können gewonnen werden.

Der Staat wurde als Diktatur der Gewalt verteuftelt

Ziel war der »neue Mensch«. Zu diesen soziologischen Thesen kam die Verführung durch den Kulturphilosophen Herbert Marcuse, der - im Alter von 70 Jahren - zum Idol einer Jugend stilisiert wurde, die doch forderte: »Trau' keinem über 30!«

Marcuse, der eine Synthese der Gedanken von Marx, Freud und Heidegger versuchte, übte Kritik am liberalen Toleranzbegriff, an der sogenannten repressiven Toleranz, und predigte Intoleranz gegen alles, was von rechts kam. Er forderte die Befreiung von jeder Art von Herrschaft. Eine sogenannte objektive Wahrheit wurde der wertfreien Wissenschaft entgegengehalten, die Gewaltanwendung seitens unterdrückter Minderheiten gerechtfertigt. Die eigentliche Verführung lag in der Panerotik Marcu-

ses, in seiner von Nietzsche und Freud hergeleiteten Vision von Daseinsfreude, freiem Spiel und sublimer Lust.

Das Unbehagen des Romantikers an der technisch-rationalen Zivilisation und ein aristokratisch-ästhetischer Ekel vor der Demokratie, wie ihn schon Baudelaire geäußert hatte, brachten in Marcuses panerotische Kultur des Spiels noch eine Prise Kulturpessimismus und Antitechnizismus ein - es war eine Anhäufung irrationaler Wunschvorstellungen.

Nach der skeptischen Generation der ehemaligen Kriegsteilnehmer und Nachkriegsstudenten suchte nun eine neue gläubige Studentengeneration nach einer Ersatzreligion. Sie kämpfte für Wahrheit und Gerechtigkeit und fand neue Idole: in Rosa Luxemburg eine neue Maria oder Jeanne d'Arc, in Che Guevara einen Ersatzchristus, in Rudi Dutschke einen asketischen Savonarola.

Und sie wollte die sexuelle Befreiung! Die Pille war eben erfunden worden. Damit einher ging die Verachtung der Tradition, des Muffs von 1000 Jahren unter den Talaren der Professoren. Das Ergebnis dieser Befreiung sollte der »neue Mensch« werden.

Der neue Mensch war das Programm der »Neuen Linken«, wie sie damals hieß.

Von der Erlösungsbewegung zum Bantentum

Wer wollte bestreiten, dass in diesem Programm, so bunt und widersprüchlich es auch war, eine starke verführerische Kraft

steckte. Es war eine Erlösungsbewegung, ein explosives Gemisch von politischer Utopie, ideologischen Phantasien und persönlichem Idealismus.

Der Flächenbrand, den die Entzündung dieses Gemischs auslöste, nahm seinen Anfang nicht in Deutschland, sondern schon 1960 in Japan. Dort fanden auch die ersten Straßenschlachten zwischen Studenten und Polizei statt. 1964 erfanden die amerikanischen Studenten in Berkeley das Go-in, Sit-in und Teach-in und gingen vom Protest zum Widerstand über. Frankreich folgte mit den Mai-Unruhen von 1968.

In Prag und Ostberlin wurde das Aufbegehren gegen den Einmarsch der Truppen des Warschauer Pakts in die Tschechoslowakei durch schnell verhängte harte Gefängnisstrafen erstickt. Es herrschte Ruhe im kommunistischen Machtbereich.

In unserem Land flammte der Protest beim Besuch des Schah von Persien in Berlin 1967 auf, als der Student Benno Ohnesorg von einem Polizisten erschossen wurde, dann erneut im April 1968 nach dem Attentat auf Rudi Dutschke, dem Chefideologen der »Neuen Linken«.

An die Stelle der prinzipiellen Gewaltlosigkeit der gesellschaftlichen Kräfte, die angeblich immer nur das Bestehende reproduzieren könne, trat nun die Gewalt der Befreiung gegen die staatliche Gewalt der Unterdrückung, das angebliche Naturrecht auf Widerstand. Die Art der Gewaltanwendung war eine Kombination von Guerilla-Technik mit amerikanischen Go-in- und Sit-in Me-

thoden.

Im Jahre 1967 wurde Carlo Schmid, ein liberaler Kosmopolit und Sozialdemokrat, in Frankfurt tätlich angegriffen und zum Abbruch seiner Vorlesung gezwungen. Beim Jahreswechsel 1967/68 wurde der Gottesdienst in der Berliner Gedächtniskirche schwer gestört. In Bonn erbrachten Studenten das Rektorat und schrieben Schmähungen des Bundespräsidenten in das Goldene Buch der Universität. In Berlin kam es zu Prügeleien zwischen Studenten und Polizei im Gerichtssaal. In Heidelberg wurden Professoren am Betreten des Rektorats gehindert und mussten sich durch Boxhiebe Zugang verschaffen.

In Tübingen war ich gezwungen, Studenten, die meine Vorlesung in der Klinik sprengen und eine Diskussion erzwingen wollten, ein Megaphon zu entreißen und sie mit Hilfe meiner Assistenten und Krankenpfleger aus dem Hörsaal zu drängen. Am nächsten Tag musste ich die Klinik wie eine Festung verbarrikadieren, um einen Haufen wild gewordener Studenten am Eindringen zu hindern. Ich wurde persönlich beschimpft und bedroht. Vorher hatte mich der Rektor angerufen und mir Polizeischutz angeboten. Meine Antwort: »Magnifizenz, das mache wir mit Bordmitteln!«

Immer wieder hat mich damals die persönliche Feigheit der demonstrierenden Studenten erstaunt. Sie maskierten sich, weigerten sich, sich persönlich zu verantworten, und wichen zurück, wenn sie auf Widerstand stießen. Die Proteste richteten

sich gegen alle traditionellen Autoritäten, gegen Eltern, Lehrer, Professoren, gegen christliche Moralvorstellungen von Ehe und Familie, auch gegen die große Koalition im Bundestag, gegen Amerikahäuser und gegen Universitätsstrukturen. Erschreckend waren die Unbarmherzigkeit, Rücksichtslosigkeit und Gemeinheit, mit der die Neuen Linken gegen missliebige einzelne, oft wehrlose alte Menschen vorgingen. Ausländer und auch viele ältere Deutsche zogen damals Vergleiche mit den Terroraktionen der Nazis.

Aus der anfänglichen Gewaltlosigkeit wurde Gewalt gegen Sachen, dann auch gegen Menschen. Ulrike Meinhoff schrieb, es sei besser, ein Warenhaus anzuzünden, als es zu betreiben.

Bereits 1969 war die so hoffnungsvoll angetretene Neue Linke ins primitive Bantentum abgesunken. Mit obszönen Bildern und mit Fäkaliensprache suchte man die Bürger zu schockieren. Aber selbst Marcuse, der Prophet des neuen Menschen, wandte sich angewidert ab, als er die berüchtigte Kommune 1 in Berlin mit ihrer trostlosen Atmosphäre und dem täglichen, als Pflichtübung verordneten Wechsel der Sexualpartner erlebte.

Schließlich erschöpfte sich das Protest- und Gewaltpotential in der Enttäuschung über das Ausbleiben einer Unterstützung in der Bevölkerung, insbesondere in der Arbeiterschaft, auch infolge der Zersplitterung in Gruppen und wegen des Fehlens eines gemeinsamen realistischen Programms. Der Versuch, vom Widerstand zum Angriff, von der

Revolte zur Revolution überzugehen, war gescheitert. Die Bundesregierung bekämpfte entschieden alle grundgesetzwidrigen außerparlamentarischen Aktionen gegen Staat, Eigentum oder Bürger, war aber bereit, über Reformen zu diskutieren.

Die Untätigkeit der Korporationen enttäuschte

Doch zurück zu den Vorgängen an den Universitäten: Wie gesagt, standen diese keineswegs am Beginn der Revolte. Die Neuen Linken waren verblüfft, wie wenig Widerstand die Hochschulen ihnen entgegensetzten. Persönlicher Mut gehört leider nicht zu den typischen Eigenschaften deutscher Professoren. Viele unter ihnen suchten sich anzupassen, indem sie ihre Vorlesungen abbrachen und statt dessen endlos diskutierten. Wenige leisteten Widerstand, auch ich, obwohl ich die Notwendigkeit von Reformen bejahte - aber nicht durch blinden Aktionismus.

Eine schwere Enttäuschung war für uns ehemalige Korporationsstudenten unter den Professoren die völlige Untätigkeit der studentischen Verbindungen. Es war doch auch ihre Tradition, die da hinweggefegt werden sollte. Die Korporationen ließen ihre Universität im Stich, zogen sich auf ihre Häuser zurück und schauten dem wüsten Treiben untätig zu.

Was forderte die damalige Neue Linke von den Universitäten?

- Das politische Mandat,
- die Drittelparität der akademischen Organe und
- die völlige Auflösung aller Fakultäten.

Viele der Forderungen wurden erfüllt. Es entstand die Gruppenuniversität. Manche der damaligen Zugeständnisse sind seither wieder rückgängig gemacht worden.

Was die rebellierenden Studenten völlig außer Acht ließen, war die Natur der akademischen Selbstverwaltung: Sie hat ja fast ausschließlich verwaltenden und richterlichen Charakter und muss Einzelentscheidungen treffen, wie z. B. bei Prüfungen und Promotionen, Entscheidungen, zu denen einem Studenten die Kompetenz fehlt.

In den Universitätsgremien steht der schnelle, fortwährende Wechsel der studentischen Repräsentanten, die sich ja nie verantworten müssen, in scharfem Kontrast zur persönlichen Haftung der beamteten Professoren.

Was ist geblieben?

- Die Gruppenuniversität, die allmählich zurückgebaut wird,
- die Beseitigung der Privilegien der Ordinarien und der starren akademischen Hierarchie,
- eine Bereicherung unserer Sprache durch fragwürdige soziologische und psychologische Schlagworte und schließlich
- der Marsch durch die Institutionen.

Die Neue Linke ist zerfallen. Ihr militanter Flügel fand sich in den 70er-Jahren in der terroristischen Roten-Armee-Fraktion, der RAF, wieder. Seit dem Ende der marxistisch-leninistischen Sowjetunion und dem Auseinanderbrechen

des von ihr beherrschten Ostblocks fehlt den linken Intellektuellen die Orientierung. Heute begegnen wir den ergrauten 68ern in führenden Positionen. Ihren ungeschminkten Egoismus haben sie aus der damaligen Überhöhung des Lustprinzips und der

Ungeist und erzieht zu Humanität. Seien wir auf der Hut, wenn man uns das richtige Bewusstsein einreden will! Halten wir Abstand zu Utopien, besonders der vom neuen Menschen! Es wird ihn nie geben, denn der Mensch bleibt immer derselbe!



Rudi Dutschke spricht auf dem Internationalen Vietnamkongress 1968

Selbstverwirklichung, der Verunglimpfung von Tradition und Pflicht und der Verachtung des Dienstes für das Gemeinwohl hinübergerettet. Dass sie einmal jeder Herrschaft entsagten, haben sie verdrängt, seit sie selbst führen dürfen. Eine weitreichende Reform der deutschen Gesellschaft und ihrer Institutionen war in den 60er-Jahren sicherlich notwendig, sie war bereits überfällig. Die 68er-Revolution hat diese Reform erzwungen, sie hat aber zugleich auch vieles zerstört, was besser hätte erhalten bleiben sollen. Der Protest war also berechtigt, die bis heute anhaltende Verwirrung der politischen Situationen, die Missachtung der Toleranz gegenüber Andersdenkenden, der Regeln des Anstandes und der Fairness waren und sind es jedoch nicht.

Fundierte Bildung schätzt vor

Diejenigen aber unter uns, die jetzt in Führungspositionen sind und Verantwortung tragen, mögen die Unterlassungssünden ihrer Väter in den 60er-Jahren nicht wiederholen - die Blindheit für das Neue und das starre Festhalten am Überkommenen. Es gibt keine Besitzstände, weder materielle noch ideelle, die ewig unantastbar sind.

Halten wir uns offen für den Geist, der weht, wo er will, aber bleiben wir wachsam gegenüber dem Ungeist, der jederzeit wieder aufkommen kann. Vor ihm schützt am sichersten eine fundierte Bildung. Sie erzieht uns zu Humanität, und sie ermöglicht uns das, was wir Deutschen am nötigsten brauchen: Maß zu halten.

LEO KOSLOWSKI (DB, B! GOTHIA
KÖNIGSBERG ZU GÖTTINGEN)

Saale-Unstrut, ein Wein auch für sängerschaftliche Kehlen

Ein Interview mit Uwe Lützkendorf, Geschäftsführer und Inhaber des Weinbauunternehmens U. Lützkendorf, Bad Kösen (Sachsen - Anhalt)



DS: Rhein, Mosel, Saar und Franken sind unseren Lesern ein Begriff, Saale-Unstrut hingegen vermutlich für viele terra incognita. In welchen Größenordnungen betreiben Sie Weinanbau und wie hat er sich entwickelt?

Lützkendorf: Im Mittelalter reichte der Weinanbau von Eisenach im Süden bis hoch in den Hallenser und Berliner Raum. Ende des 19. Jahrhunderts wurde an Saale und Unstrut auf rund 15000 Hektar Wein angebaut. Dann setzte ein rascher Verfall ein. 1893 waren noch 900 Hektar und 1945 nur noch 75 Hektar übrig.

DS : Worauf ist das zurückzuführen?

Lützkendorf: Die Reblaus und die Importe billigerer Weine aus anderen Teilen

Europas nach Wegfall vieler Zollschranken Anfang des 20. Jahrhunderts bedeuteten für viele Weinbauern unserer Gegend das wirtschaftliche Aus.

DS : Wo haben Sie vor dem 2. Weltkrieg Ihre Weine abgesetzt?

Lützkendorf: Die Burgenlandschaft um Bad Kösen war für viele Leipziger und Berliner ein beliebter Ausflugsraum. Für die Weinliebhaber dieser Regionen war es das erste erreichbare Weinanbaugebiet. Nach Berlin und Leipzig ging daher unserer

Wein. Weiter gab es ein beachtliches Netz regionaler Abnehmer.

DS : Hatten Sie auch überregionale Bedeutung?

Lützkendorf: Unser Landesweingut, das noch heute existiert, gehörte dem damaligen Verband der Deutschen Naturweinversteigerer an, dem Vorläufer des jetzigen Verbandes Deutscher Prädikatsweingüter (VDP). Das schuf einen gewissen Bekanntheitsgrad in ganz Deutschland.

DS : Wie haben Sie die Kommandowirtschaft der untergegangenen DDR überstanden?

Lützkendorf: Mit unseren damaligen zwei Hektar guter Rebstockfläche konnten wir uns bis 1959 privat halten. Dann kam die Zwangsenteignung. Mein Großvater verlor sein Lebenswerk, obwohl man ihm noch eine Urkunde für einen Musterweinberg zuerkannte. Meines Vaters ausgeprägte Fachkenntnisse eröffneten ihm ein adäquates Betätigungsfeld im Landesweingut. Ihm gelang es den Weinbau in der Region zu steigern.



Freyburg - Unstrut - Die Marienkirche

Aus dem Hauptausschuss

Am 4./5. November 2000 tagte der HA auf dem Hause der PJ et Burgundia in Münster. Ablauf und Organisation des Studententages in Göttingen und des Sängerschaffertags in Weimar waren die wichtigsten Beratungspunkte. Hier ist immer viel Detailarbeit durch einige Wenige zu leisten. In der Nachharke wurden Kritikpunkte der sehr erfolgreichen Carmina Burana-Aufführungen in Köln, Darmstadt und Mainz erörtert.

Die SW 2001 wird die US! Barden zu Wien durchführen. Bitte beachtet hierzu den gesonderten Aufruf des HA. Die SW 2002 wird wieder einen maritimen Charakter haben. Langeoog ist das Ziel!

REIMER GÖTTSCHE (HOLS)

DS: Wohin ging Ihr Wein ? In der DDR war er doch praktisch nicht zu bekommen.

Lützkendorf: Sie haben Recht. Geliefert wurde an die Interhotels und die Gästehäuser des Ministerrates. Bei einer geschätzten Produktion von zwei Millionen Flaschen, etwa wie heute, blieben 100 000 höchstens 200 000 Flaschen für die 40 000 Verkaufsstellen der staatlichen Handelsorganisation (HO) nach. HO bedeutete eben Mangel.

DS: Wie ging es nach der Wende weiter ?

Lützkendorf: 1991 erhielten wir unsere großväterlichen Rebflächen zurück. Wir fielen nicht unter die Enteignungen durch die Sowjets bis 1949, die nicht rückgängig gemacht wurden.

DS : In welchem Zustand waren Ihre Rebflächen ?

Lützkendorf: Die Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft (LPG) hatte den Weinberg total heruntergewirtschaftet. Dass Produktionsmittel auch gepflegt werden müssen, war den DDR-Strategen nicht bekannt, nur Menge zählte. Ein Eigentümer muss anders handeln, wenn er Erfolg haben will. Der Zusammenbruch der DDR hat uns allen deutlich gezeigt, wie unwirtschaftlich die Kommandowirtschaft war.

DS: Wie haben Sie die Rückkehr zum deutschen Qualitätsanbau gemeistert ?

Lützkendorf: Weitgehend aus eigener Kraft. Zwei Millionen waren zu investieren. Die Privatban-

ken halfen nicht. Landwirtschaftliche Produktion war für sie uninteressant. Hilfe kam nur von der Norddeutschen Landesbank. Jeder Gewinn musste sofort reinvestiert werden. Hinter mir liegt ein Jahrzehnt ohne Urlaub und mit einem Verdienst unterhalb eines Kellermeisters. Alle Familienmitglieder packten an. Heute produzieren wir auf 10 Hektar 60 000 Flaschen. Wir und der Prinz zu Lippe in Sachsen sind zur Zeit die einzigen Mitglieder des bereits erwähnten VDP aus Mitteldeutschland. Unser Wein ist im Berliner KaDeWe und bei Privatkunden von Hamburg bis München zu finden. Etwa 20 % unseres Umsatzes bringen touristische Gelegenheitsverkäufe und Weinverkostungen.

DIE »DS-FRAGEN« STELLTE
REIMER GÖTTSCHE (HOLS).

Postvertriebsstück - G 11317 - Gebühr bezahlt

Wenn unzustellbar, bitte nur diesen Anschriftenausschnitt mit neuer Adresse zurück an (die Anschrift bleibt auch weiterhin!):

Deutsche Sängerschaft
Jörg Seyffarth
Wittekindstr. 22

32312 Lübbecke

Sängerschaftertag 2001 in Weimar

mit attraktivem Programm für unsere Damen
und Verbandsbrüder ohne »ST-Verpflichtungen«

- Do, 24.05.2001** 13:00 Uhr **Hauptausschuss-Sitzung**
14:00 Uhr Generalprobe: DS-Kammerchor
- ab 16 Uhr Tagungsbüro im IC-Hotel Weimar
- Fr, 25.05.2001** 9:00 Uhr Beginn des **Sängerschaftertages** im IC-Hotel Weimar
9:00 Uhr **Rahmenprogramm:**
Stadtführung ab IC-Hotel mit Besichtigung des Schlosses und der Anna-Amalia-Bibliothek
Nachmittags: Gelegenheit zur Besichtigung des Goethehauses und des angeschlossenen Museums
- 13:30 Uhr **Aktiven- und Altherrentag**
14:30 Uhr Fortsetzung des **ST**
19:00 Uhr **Sängerschaftlicher Abend** mit »Thüringer Buffet« im Richard-Wagner-Saal des Hotels Elefant
- Sa, 26.05.2001** 9:00 Uhr Fortsetzung des **ST**
9:00 Uhr **Rahmenprogramm:**
Spezialführung »Auf Goethes Spuren«
- 13:38 Uhr **Damenprogramm:** Abfahrt nach Erfurt.
Stadtführung, Besuch des Augustinerklosters, abends Varieté
- 14:00 Uhr Abfahrt der Busse nach Jena und danach zur Rudelsburg
ca. 18 Uhr Ankunft auf der Rudelsburg, Abendessen im Rittersaal
20:00 Uhr **Festkommers des ST** im Rittersaal der Rudelsburg
23:30 Uhr Rückfahrt Bus 1
0:15 Uhr Rückfahrt Bus 2